



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# **Deutsche Geschichte fürs deutsche Volk**

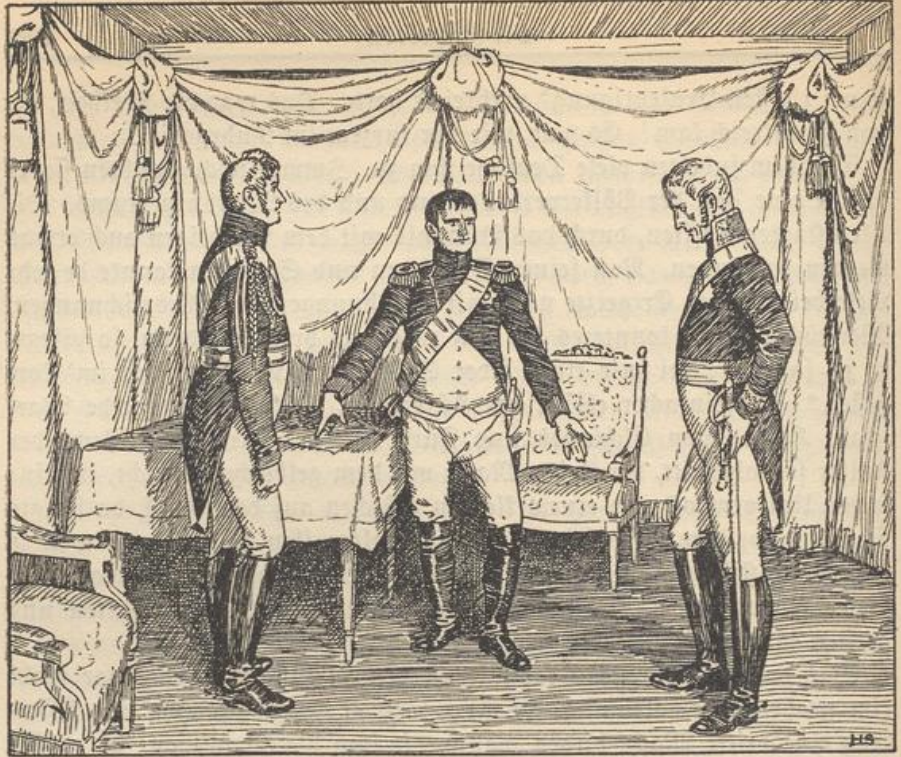
**Schnizer, Otto**

**Stuttgart, [1929]**

IV. Das neunzehnte Jahrhundert

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-77080](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-77080)



Tilsit 1806.

## IV. Das neunzehnte Jahrhundert.

### 1. Preußens Zusammenbruch.

Nach Friedrich Wilhelms II. Tod war sein Sohn Friedrich Wilhelm III. auf den Thron gekommen. Er war ein sittenstrenger Mann, lebte in glücklicher Ehe mit der Königin Luise, einer geborenen Prinzessin von Mecklenburg, und meinte es gut mit seinem Volk. Aber er war zaghaft und unentschlossen. Am Krieg Österreichs und Russlands gegen Napoleon hätte er teilnehmen können, konnte sich aber nicht dazu entschließen. Jetzt aber, nachdem Österreich Frieden geschlossen hatte und von Russland nicht viel Hilfe zu erwarten war, entschloß er sich zum Krieg, obgleich Napoleon seine Macht durch den Rheinbund stark vergrößert hatte. Man zehrte in Preußen immer noch vom Ruhm Fried-



richs und hielt die preußische Armee für die beste der Welt. Aber das Heer war stehen geblieben, mehr für den Kasernendienst als für den Felddienst ausgebildet. Das preußische Heer pflegte auch auf dem Schlachtfeld wie auf dem Exerzierplatz in geschlossenen Massen aufzumarschieren. Aber Napoleon hatte eine ganz andere Kampfweise aufgebracht: er löste die Glieder der Infanterie auf und ließ sie in Schützenschwärmen vorgehen. Dagegen konnte die alte Kampfweise nicht aufkommen. So ging es sehr schlimm: an einem Tag, am 14. Oktober 1806 wurden bei Jena und Auerstädt zwei preußische Heere völlig geschlagen. Und darauf folgte die schmachlichste Übergabe der wichtigsten Festungen des Landes: Erfurt, Magdeburg, Stettin, Küstrin. Schon am 27. Oktober konnte Napoleon in Berlin einziehen. Es war ein völliger Zusammenbruch, nicht bloß der preußischen Kriegsmacht, sondern des ganzen preußischen Staates.

Die königliche Familie mußte in den äußersten Osten, nach Memel, fliehen. Noch leistete Preußen im nächsten Jahr Widerstand, unterstützt von den Russen. Bei Eylau gelang's ihnen auch, das Feld zu behalten; aber bei Friedland errang Napoleon wieder den Sieg. Und nun ließ der Zar seinen Verbündeten in der Not stecken. So blieb diesem nichts anderes übrig, als zu Tilsit Frieden zu schließen. Und was für einen Frieden! Von 5700 Quadratmeilen durfte Friedrich Wilhelm nur 2800 behalten. Alles, was links der Elbe lag, mußte abgetreten werden, und Napoleon bildete daraus und aus den linksrheinischen Gebieten das Königreich Westfalen; das gab er seinem Bruder Jérôme. Zwischen Westpreußen und Schlesien wurde ein neues Großherzogtum Warschau eingefügt und dem König von Sachsen gegeben. Auch der russische Kaiser hat sich nicht geschämt, von dem Eroberer Land anzunehmen, das vorher preußisch gewesen war. Dazu mußte Preußen 150 Millionen Taler bezahlen — für jene Zeit und für das kleine Land eine ungeheure Summe! Das französische Heer blieb im Lande und hat entgegen dem Friedensvertrag noch Festungen besetzt gehalten; und Napoleon und seine Generale haben außer der Kriegsschädigung noch eine Masse Geld und Geldeswerte aus dem Lande herausgepreßt. Nicht mehr als 42 000 Mann Soldaten sollte Preußen halten dürfen, den wehrhaftesten Staat Deutschlands wollte Napoleon am meisten schädigen. Er hat später gesagt, es sei sein größter Fehler gewesen, daß er Preußen nicht völlig vernichtet habe.

War so Napoleon zu Lande Herr geworden, so war's ihm zur See um so weniger gelungen. Am 21. Oktober 1805 hatte Nelson bei Trafalgar die französische Flotte völlig vernichtet. Daher suchte er die Engländer auf andere Weise zu schädigen. Er hat die ganze Nordseeküste mit Ham-



burg und Bremen besetzt und von dort aus den englischen Handel zu treffen gesucht. Die Engländer haben die Nordseeküste blockiert und damit nicht bloß die Franzosen, sondern auch ihre Bundesgenossen Preußen, Rußland und Österreich geschädigt. Darnach fragten sie aber nichts; es war ihnen vielmehr ganz lieb, daß auch sie geschädigt wurden. Napoleon aber verhängte die *Kontinental Sperre*. Jeder Handel, jeder Briefwechsel mit den Engländern wurde verboten; jeder englische Untertan zum Kriegsgefangenen gemacht, jedes englische Eigentum für gute Priße erklärt. Der Handel mit englischen Waren wurde verboten, kein Schiff, das einen englischen Hafen anlief, in einem Festlandshafen zugelassen. Der Rheinbund, Spanien, Holland, Italien, später auch Preußen, Rußland, Schweden, Österreich mußten beitreten. So hat er Englands Handel mit dem Festlande unmöglich gemacht und hoffte dadurch dies Land, dem er militärisch nichts anhaben konnte, wirtschaftlich auf die Knie zu zwingen. Aber auch die anderen Länder, vor allem unser deutsches Vaterland, wurden schwer geschädigt durch die Abschneuerung von England. Doch wußte man sich in manchen Dingen zu helfen. Zucker z. B. hatte man bisher nur aus Zuckerrohr durch englische Einfuhr gewonnen; jetzt erfand man in Deutschland die Kunst Zucker aus Zuckerrüben zu gewinnen, und wurde dadurch unabhängig von englischer Einfuhr. Die Engländer beantworteten Napoleons Kontinental Sperre durch einen räuberischen Überfall auf Dänemark. Sie wollten auch in der Ostsee Herren werden; da aber stand ihnen die dänische Kriegsflotte hindernd im Wege. Dänemark aber war neutral. Doch die Engländer haben nach Neutralität noch nie etwas gefragt. So beschossen sie ohne weiteres Kopenhagen drei Tage lang und nahmen die dänische Flotte weg; nun konnten sie durch den Sund fahren. — Da Napoleon fürchtete, sie könnten's mit anderen Ländern ebenso machen, so hat er eines Tages erklärt: das Haus Braganza — das war das portugiesische Königshaus — hat aufgehört zu regieren, und ließ französische Truppen einmarschieren. Ebenso machte er es mit Spanien: er nötigte den spanischen König zur Abdankung und machte seinen Bruder Josef zum König. Neapel aber gab er seinem Schwager Murat.

Napoleon stand auf der Höhe seiner Macht. In Erfurt hielt er eine Zusammenkunft mit dem Kaiser von Rußland, um diesen für seine Pläne gegen England zu gewinnen. Da war ein glänzendes Gefolge um ihn versammelt; alle Fürsten des Rheinbundes hatte er herbeifohlen; sie erschienen als die gehorsamen Diener des Korfen. Als der König von Württemberg vorfuhr und die Schildwache ihn mit dreimaligem Trommelwirbel begrüßen wollte, ward sie von dem wachhabenden Offizier angefahren: „Still! Es ist nur ein König!“



Aber in den Völkern begann es sich zu regen. In Spanien, Osterreich, Preußen, ja in den Rheinbundstaaten entstand nach und nach eine dumpfe Gärung gegen die Fremdherrschaft, die da und dort zu Ausbrüchen führte.

Osterreich wollte noch einmal der Fremdherrschaft Grenzen setzen. Es erklärte 1809 den Krieg an Napoleon. Aber es war umsonst; schon nach drei Wochen stand Napoleon vor Wien. Des Kaisers Bruder, Erzherzog Karl, der beste Heerführer des Hauses Habsburg, hat das erstemal bei Aspern gegen Napoleon einen Sieg errungen; aber ein paar Wochen darauf wurde er bei Wagram geschlagen. Nun mußte Osterreich den Frieden von Schönbrunn schließen, in dem es Salzburg und den Zugang zum Adriatischen Meere verlor. Und noch ein Zugeständnis mußte Kaiser Franz machen. Napoleon war mit Josephine Beauharnais, der Witwe eines Generals verheiratet; aber die Ehe war kinderlos. Schon längst ging er mit dem Gedanken um, sich scheiden zu lassen; denn er wollte Kinder haben und ein Herrscherhaus begründen. Jetzt führte er es aus und freite nun Marie Luise, die Tochter des Kaiser Franz. So war er verbunden mit einem der ältesten Herrscherhäuser in Europa; und als ihm 1811 seine Frau einen Sohn gebar, schien sein Glück vollständig und sein Thron gesichert.

Die Tiroler wehrten sich gegen Franzosen und Bayern; denn 1805 waren sie an Bayern gekommen. Andreas Hofer, der Sandwirt von Passeier, ein einfacher Bauer, hat seine Landsleute zum Aufstand aufgerufen. Sie haben Franzosen und Bayern in ihren Bergen manch schwere Niederlage bereitet. Aber endlich erlagen sie der Übermacht. Hofer selbst ward gefangen, nach Mantua geführt und zum Tode verurteilt. „Ade, du schöne Welt,“ schrieb er am Tag vor seinem Tode, „das Sterben kommt mir so leicht vor, daß mir nicht einmal die Augen naß werden.“ Furchtlos, unverbundenen Auges, stand der brave Bauer dem Tode; er selbst kommandierte Feuer, und erst die dreizehnte Kugel streckte ihn nieder. Im Liede ward sein Heldenmut gefeiert, und noch bis auf den heutigen Tag singt man das Lied vom treuen Hofer und seinem Lande Tirol.

In Berlin führte im gleichen Jahr 1809 der Major Schill ganz auf eigene Faust sein Husarenregiment hinaus gegen den Feind. Er hoffte einen Volksaufstand zuwege zu bringen. Aber es gelang nicht. Er schlug sich durch bis Stralsund, dort fiel er im Straßenkampf. Elf seiner Offiziere wurden nach Wesel gebracht und erschossen. Sie starben als Märtyrer für Deutschlands Befreiung.

Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig versuchte dasselbe mit seinen schwarzen Jägern. Auch ihm gelang's nicht.



Er schlug sich durch bis zur Wesermündung: dort rettete er sich mit seinen „Schwarzen“ zu Schiff nach Helgoland.

Aber gefährlicher als das alles war für Napoleon der *A u f s t a n d* in *S p a n i e n*. Im Sommer 1808 begann dort ein wütender Volksaufstand gegen die Franzosen. Die Engländer schickten ein Heer, um den Aufstand zu unterstützen und Napoleon auf dem Festlande zu bekriegen. Nur wenige Engländer dienten in diesem Heer. Es waren meist Schotten und Iren, aber auch nicht wenig Deutsche, die sich hatten anwerben lassen. Napoleon schickte auch nicht seine Franzosen hin, sondern seine neapolitanischen, polnischen, schweizerischen, vor allem aber seine westfälischen, nassauischen, bayerischen, thüringischen Regimente. So kämpften auch hier wieder Deutsche gegen Deutsche: die einen für die Franzosen, die andern für die Engländer. Noch war kein Vaterland da, für das der Deutsche sich hätte opfern können.

## 2. Preußens Wiedergeburt.

Die Niederlage hatte dem preussischen Lande, das auf die Hälfte seines Bestandes verkleinert war, die schwersten Lasten auferlegt. Bis zur Abzahlung der Kriegsschuldung sollte auf Kosten des Landes das preussische Gebiet vom Feinde besetzt bleiben. Napoleon selbst hat angegeben, daß er aus Preußen einen *R e i n g e w i n n* von 517 Millionen, im ganzen aber eine Milliarde Franken herausgezogen habe. Von deutscher Seite wird der Verlust des Landes weit höher berechnet. Im Jahr 1871 hatte Frankreich fünf Milliarden Franken Kriegskostenentschädigung zu bezahlen. Das Land hatte aber achtmal so viel Einwohner als das damalige Preußen und war weitaus reicher; dazu war der Geldwert im Jahr 1871 wohl um das vierfache gesunken. So hat Preußen damals wohl zehnmal so viel zahlen müssen als Frankreich im Jahr 1871. Noch nach dem Jahre 1871 haben preussische Städte an den Schulden abzahlen müssen, die sie gemacht hatten, um die Kontributionen zu zahlen, die Napoleon ihnen auferlegt hatte. Er führte seine Kriege hauptsächlich auch zu dem Zwecke, den französischen Finanzen wieder aufzuhelfen. Die Länder, in die er als Sieger kam, wurden in der schamlosesten Weise von ihm und seinen Generälen ausgeplündert und der Raub nach Paris geschleppt.

Da war man in Preußen auf äußerste Sparsamkeit angewiesen. Der König ging mit gutem Beispiel voran. Er bezog nichts vom Staat und sein Haushalt war einfacher als gegenwärtig der eines einfachen Bürgerhauses. Die Beamten erhielten nur einen ganz geringen Gehalt. Die Kontinental Sperre hatte viele Fabriken stille gelegt; die Rohstoffe fehl-



ten. So trat große Arbeitslosigkeit ein. Im Jahr 1808 war in Berlin die Zahl der Gestorbenen noch einmal so groß als die Zahl der Geborenen. Aber neben dem Elend der Bevölkerung lebte der französische Soldat im Vollauf. Die Stadt Breslau mußte täglich für die französischen Generale 3000 Taler aufbringen; Bälle und Festessen mußten auf Kosten der Stadt für die Offiziere veranstaltet werden. König Jérôme badete täglich in einem Faß Wein. In allen Bürger- und Bauernhäusern lagen die rücksichtslosen Sieger und wollten gesättigt sein.

Aber die Not war eine heilsame Schule für Preußen. Heer und Staat waren nach Friedrichs Tode zurückgeblieben. Das Heer, nur zur Hälfte aus Landeskindern, zur andern Hälfte aus angeworbenen Söldnern bestehend, war von unfähigen Führern geleitet. Im Staat war alles gut gegangen, solange der große Friedrich lebte. Er regierte selbst und seine Beamten waren nur die Handlanger. Aber das konnte bloß ein so großer Geist fertig bringen; sowie ein anderer kam, ging's nicht mehr; und seine beiden Nachfolger waren recht unbedeutende Männer. So brach der ganze Staat zusammen. Aber die Bewohner der abgetretenen Provinzen merkten doch jetzt erst, was sie am preussischen Staate gehabt hatten. In den Kleinstaaten machten die vielen Besitzveränderungen den Bewohnern nicht viel aus. Ob die Eßlinger reichsstädtisch oder württembergisch, die Crailsheimer ansbachisch oder württembergisch waren, das machte nicht viel Unterschied. Aber die früheren Preußen wußten jetzt erst, was sie verloren hatten. Die Bauern aus der Grafschaft Mark schrieben dem König: „Das Herz wollte uns brechen, als wir Deinen Abschied lasen; so wahr wir leben, es ist nicht Deine Schuld.“

Aber nun ging's an den Neuaufbau. An den rechten Männern dazu fehlte es nicht.

Das Heer mußte anders werden. Der Mann dazu war Gerhard Scharnhorst, ein Bauernsohn aus Hannover. Schon das war neu, daß ein Bauernsohn es zum General und Kriegsminister bringen konnte. Er war ein Mann, ernst und still und streng; aber seine Seele glühte für das Vaterland. Er sagte: „Wir müssen wieder ein Volksheer haben wie vor alters. Jeder Mann muß es als eine Ehre ansehen, wenn er fürs Vaterland eintreten darf. Darum weg mit den angeworbenen Söldnern! Im Offizierkorps darf der Adelige kein Vorrecht haben vor dem Bürgerlichen; nur das Wissen und Können entscheidet. Das Prügeln der Soldaten und vollends das Spießrutenlaufen muß aufhören.“ So hat Scharnhorst die allgemeine Wehrpflicht gefordert, und der König hat ihm zugestimmt. Aber nach dem Tilsiter Frieden sollte Preußen nur 42 000 Mann unter Waffen halten dürfen. Deshalb berief Scharnhorst auf einmal so viel Wehrpflichtige ein, daß



es im ganzen nicht über 42 000 Mann waren; die ließ er möglichst rasch ausbilden; und waren sie so weit, dann entließ er sie und berief andere 42 000 usw. So bekam er bald eine große Zahl ausgebildeter Soldaten.

Neben Scharnhorst stand ein anderer Großer; das war Gneisenau, ein feiner, hochgebildeter Offizier. Kolberg war eine der wenigen Festungen, die Napoleon widerstanden hatten. Das war das Verdienst des Bürgermeisters Nettelbeck und des Hauptmanns Gneisenau gewesen. Seither wußte der König, was er an diesem Mann hatte. Er stand Scharnhorst zur Seite als Generalstabschef. Er beobachtete scharf Napoleons Kriegskunst und lernte von ihm; und bald hatte der Schüler den Meister übertroffen.

Die neue Einrichtung des Staates aber hat der Reichsfreiherr vom und zum Stein in Angriff genommen. Er war einer von den ganz Großen. Er hat schon in seiner Jugend gelernt, wie die Kleinstaaterie nichts taugt, und hat damals schon den sehnlichen Wunsch gehabt: nur zusammenhalten, damit wir zu einem einigen, großen Vaterlande kommen! Er war ein Mann voll Gottesfurcht, aber ohne alle Menschenfurcht. Frei und offen sagte er jedem, auch Kaisern und Königen, seine Meinung ins Gesicht. Er war in Preußen schon früher Minister gewesen; aber weil er gar kein Blatt vor den Mund nahm, so hat er den König vor den Kopf gestoßen und ward in Ungnaden entlassen. Jetzt aber sah der König ein: niemand kann helfen als Stein. So berief er ihn 1807 an die Spitze des Ministeriums.

Stein hat längst gedacht: es taugt nichts, wenn die Leute nur von oben herunter regiert werden; sie müssen selbst mit raten und taten; dann erst bekommen sie Teilnahme für den Staat und Liebe zum Vaterland. Stein haßte und verachtete zwar die französische Revolution. Daß sie den Leuten Rechte gab, gefiel ihm zwar sehr gut; aber daß sie am Staate alles zerstören und niederreißen wollte, um ein Neues aufzuführen, das gefiel ihm nicht. Und weil darum niemand in Frankreich mehr wußte wo aus und wo ein, deshalb mußte schließlich ein Napoleon kommen und viele Rechte der Revolution wieder wegnehmen. Stein war der Ansicht, daß man erst prüfen muß, was am Staatsgebäude noch gut und haltbar ist; und auf dem muß man das Neue aufbauen. Der Staat, das war seine Meinung, ist nicht bloß dazu da, daß er Verbrecher und Ruhestörer straft oder Steuern erhebt oder die Grenzen verteidigt, wenn der Feind kommt; vollends nicht ist der Staat wegen des Königs und der Adelligen da. Der Staat soll vielmehr das ganze Volk in die Höhe bringen. Wo Geistesgaben sind, soll er sie in seinen Schulen ausbilden. Alle Erwerbszweige, Handel, Gewerbe, Landwirtschaft soll er fördern; er soll jeden Tüchtigen vorankommen lassen.



Darum muß und soll jeder mitarbeiten am Wohl des Staates. Und wenn viele Kräfte zusammenarbeiten, kann man auch viel ausrichten. Ja, wenn in einem Volke alle guten Kräfte des Körpers und des Geistes ausgebildet würden und alle die Millionen von Menschen zusammenhelfen würden zum Wohle des Ganzen — das müßte dann doch das stärkste, weiseste und klügste Volk der Welt werden. Ein Staat, der das vermöchte, das wäre erst ein rechter Staat.

So hat sich Stein den Staat gedacht und in diesem Sinn ging er ans Werk. Unter Friedrich dem Großen gab es Minister für die einzelnen Provinzen; ein solcher hatte die ganze Provinz zu verwalten, Gerichte, Steuerwesen, Unterrichtswesen, Kirchenwesen. Über allen Ministern aber stand der König; der hat in allem entschieden. Das konnte aber nur ein Geist wie Friedrich der Große leisten. Stein hat es anders eingerichtet: Minister sollten nur in Berlin sein für das ganze Land: ein Minister des *Außeren*, der das Verhältnis zu auswärtigen Staaten unter sich hat; ein Minister des *Innere*n, dem die innere Verwaltung untersteht; der *Finanzminister*, der die Einnahmen und Ausgaben des Staates zu leiten hat; der Minister des *Kirchen- und Schulwesens* und der *Justiz*. Einer von ihnen führt den Vorsitz: der Ministerpräsident. Er ist verantwortlich für das Ganze und muß dem König Vortrag halten. In den Provinzen aber sollen die Oberpräsidenten sein, die wieder ihre Räte haben und an die Minister berichten. So hat Stein die Arbeit im Staat geteilt und doch die Einheit aufrecht erhalten.

Die Städte wurden bisher von königlichen Beamten regiert. Stein aber führte die Städteordnung ein. Die Bürgerschaft sollte einen Magistrat — daselbe, was wir Gemeinderat nennen — wählen, und der Magistrat einen Bürgermeister; diese verwalten miteinander die Stadt, und der Staat hat die Obergewalt. Ähnlich sollte es auch in den Landgemeinden sein. An Stelle des alten Zunftwesens, das nicht mehr paßte, führte er Gewerbefreiheit ein.

Vor allem aber hat er sich des *Bauernstandes* angenommen. Die Lage des Bauernstandes im Osten der Elbe war ursprünglich günstiger gewesen als im übrigen Deutschland. Hier war Kolonialboden; und bei der Besiedlung des Landes waren die bäuerlichen Ansiedler frei gewesen und hatten größere Güter bekommen als die im alten Deutschland. Aber neben ihnen standen die großen adeligen Gutsbesitzer. Diese hatten es im Laufe des Jahrhunderts dahin gebracht, daß sie den Bauern ein Recht um andere nahmen. Zuerst verstanden sie es, Wald und Weide, die bisher Gemeingut — Allmende — gewesen waren, an sich zu bringen. Ihre großen Güter brauchten viele Arbeitskräfte. So



brachten sie nach und nach die Bauern dazu, ihnen Dienste mit der Hand oder mit dem Gespann zu leisten; und was ursprünglich freier Wille gewesen war, wurde mit der Zeit ein zwangsmäßiger Frondienst. Endlich gelang es ihnen sogar, viele Bauernhöfe ganz an sich zu bringen und zu Herrenland zu machen. Das nannte man „Bauernlegen“. Ein Teil der Bevölkerung sank herunter vom freien Bauern zum Tagelöhner. Dieser war nicht freizügig; sonst hätte der Gutsherr seine Tagelöhner verloren. Er mußte seine Kinder als Knechte und Mägde auf den Gutshof geben. Heiraten bedurften der Genehmigung des Gutsherrn. Das nannte man Erbuntertänigkeit; und so war im Osten Deutschlands die Lage der Bauern eine weitaus ungünstigere geworden als im Westen. Wie konnte aber der Bauer eine Freude haben an einem Staate, der ihn so in der Knechtschaft erhielt und es ihm unmöglich machte, sich durch Fleiß und Tüchtigkeit herauszuarbeiten? Das sah Stein wohl ein. Er hat daher das große Werk der Bauernbefreiung unternommen, alle diese Bestimmungen aufgehoben und damit die Bauern zu freien Staatsbürgern gemacht. Es stand allerdings noch recht lange an, bis dieses Steinsche Gesetz überall durchgeführt wurde; denn der Widerstand der adeligen Gutsherren war zu stark. Allein es war doch ein Anfang gemacht.

Es war Stein außerordentlich viel daran gelegen, daß die Leute eine wirkliche Freude am Staate gewinnen sollten. So wollte er alle Stände heranziehen zur Mitarbeit am Staat und für den Staat. Er wollte den Oberpräsidenten in den Provinzen die Provinzialstände zur Seite stellen, vom Volk gewählte Männer, die mit den Oberpräsidenten über Wohl und Wehe der Provinz beraten sollten. Und wie in der Provinz, so hätte er es gerne auch im Staate gehabt. Da wollte er Reichsstände haben, die die Gesetze machen und die Einnahmen und Ausgaben des Staates beschließen sollten. Aber diese Pläne gingen damals leider nicht in Erfüllung.

Stein hat in ganz kurzer Zeit unendlich viel geleistet und das ganze preußische Staatswesen auf eine neue Grundlage gestellt.

Er war natürlich ein abgesagter Feind aller Fremdherrschaft und haßte Napoleon mit der ganzen Kraft seiner feurigen Seele. Das wußte Napoleon wohl und hat ihn deshalb geächtet. So mußte der König seinen besten Minister schon nach einem Jahr wieder entlassen: er begab sich nach Petersburg an den kaiserlichen Hof und hat dort aus allen Kräften gegen Napoleon gearbeitet.

Noch andere Männer waren da, die dem Staate neues Leben einbliesen. Der König hat in diesen Jahren eine neue Hochschule in Berlin gegründet; das wollte etwas heißen in einer Zeit, da in der Staatskasse



so wenig Geld war. Aber der König dachte, daß man die geistigen Güter um so mehr pflegen müsse, je ärmer man an zeitlichen Gütern sei. Dorthin berief er die besten Gelehrten. Da war der Philosoph Fichte; er hielt in Berlin seine gewaltigen „Reden an die deutsche Nation“. Er verkündigte: „Weg mit dem Weltbürgertum! Ihr müßt Deutsche sein und feststehen auf eurem heimischen Boden! Dann erst könnt ihr ein Weltvolk werden, größer als alle andern!“ Da war der Theologe Schleiermacher, zugleich Prediger an der Dreifaltigkeitskirche. Der predigte Sonntag für Sonntag seiner Gemeinde, wie es jetzt gelte, auszuharren und festzuhalten, was ewigen Wert hat, und wie man die Feinde nicht fürchten dürfe, die nur den Leib, aber nicht die Seele töten können.

Die deutschen Dichter haben das Ihrige dazu getan, ein Neues zu schaffen. Der feurigste unter ihnen, Friedrich Schiller, war nicht mehr; schon 1805 ist er dahingegangen in der Blüte der Jahre. Aber jetzt erst haben seine Werke recht gezündet. Wenn im Berliner Theater sein „Wilhelm Tell“ aufgeführt wurde und die Worte Stauffachers ertönten: „Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht“ und Attinghausens „Ans Vaterland, ans teure schließ dich an“ oder in der „Jungfrau von Orleans“: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!“ — da erscholl tobender Beifall; der tote Schiller hat in dieser Zeit mehr gewirkt als der lebende. Und da waren andere: Ernst Moritz Arndt mit seinen mächtigen, kraftvollen Vaterlandsliedern. Da war Heinrich von Kleist, der in dämonischen Flammenworten den Haß gegen die fremden Unterdrücker schürte; da war Friedrich Rückert mit seinen „Geharnischten Sonnetten“, deren bekanntestes mit den Worten schließt:

„Was schreibest, Dichter, du? In Blutbuchstaben  
Einschreib ich mein' und meines Volkes Schande,  
Das seine Freiheit nicht darf denken wollen.“

All das geschah unter den Augen der Franzosen, die noch die Herren im Lande waren. Aber Napoleon hat von all dem nicht viel gehalten; er dachte: „nur Kanonen und Gewehre sind Mächte; nicht aber Gedanken und Worte.“ Darin hat er sich gewaltig getäuscht — denn durch diese Gedanken und Worte ward in Preußen ein neues Volk geschaffen, das glühte für des Vaterlands Befreiung. Und die Franzosen mit ihrer Roheit und ihrem Übermut haben selbst diesen Geist großgezogen. —

Ein harter Schlag traf den König in diesen Jahren. Seine geliebte Frau Luise starb 1810. Der Gram um die Not ihres Landes hatte ihr das Herz gebrochen.



### 3. Der russische Feldzug.

Der russische Zar hatte bisher auch durch Niederlagen gewonnen: im Tilsiter Frieden Bialystok und Augustowo, 1809 von Osterreich Neugalizien. Den Schweden hat er durch einen Krieg Finland genommen. Für die Dauer konnte das große Rußland nicht im Gefolge Napoleons bleiben. Vor allem war es den Russen mit der Festlandssperre nicht ernst; sie brauchten den Handel mit England. So wurde das Verhältnis zwischen Rußland und Frankreich nach und nach feindselig, und endlich kam's zum Krieg. Ungeheure Pläne hatte Napoleon: auf dem Landweg wollte er nach Indien ziehen und England dort angreifen.

Nicht bloß die europäischen Staaten, die ganz unter seiner Gewalt standen, mußten ihm Heeresfolge leisten; er wußte auch Preußen und Osterreich zum Anschluß zu bringen. Die großen Männer Preußens sahen es als eine Schmach an, und viele Offiziere traten aus dem Heer aus, um nicht auf Napoleons Seite kämpfen zu müssen. Aber das Land lag mitten zwischen den kämpfenden Weltmächten. Hätte es nicht mitgetan, so hätte es doch die Durchmärsche leiden müssen. So beteiligte es sich mit einer kleinen Heeresmacht am Kriege, ebenso Osterreich, und das Heer, das Napoleon sammelte, war das größte und bestausgerüstete, das die Welt bisher gesehen hatte. 600 000 Mann wälzten sich nach Osten, aus allen Völkern Europas. Nur Schweden stand auf seiten Rußlands. Dort war ein früherer Marschall Napoleons, Bernadotte, von dem kinderlosen König an Kindesstatt angenommen und Kronprinz geworden. Ihm hatten die Russen als Ersatz für Finland das bisher dänische Norwegen versprochen. — Aus ganz Deutschland, Holland, der Schweiz, Italien, Polen, Illyrien, Kroatien, Dalmatien folgten die Völker dem großen Eroberer. Es war nur die Person Napoleons, die alle diese Massen zusammenhielt. 200 000 Deutsche allein folgten seinen Fahnen. Wehe dem Lande, durch das dies Heer zog! Wie ein Heuschreckenschwarm fraßen sie alles leer. Zuchtlos, hochfahrend, übermütig hausten die rohen Scharen, namentlich die Nichtdeutschen. Kein Essen war ihnen gut genug; das Brot, das sie nicht mehr verzehren konnten, traten sie in den Kot; den Wein, den sie nicht mehr trinken konnten, ließen sie laufen. Aber doch fehlte die Siegeszuversicht. Die Reiter klagten, daß ihre Pferde die Köpfe hängen ließen, während sie sonst fröhlich gewiebert hätten. Sie verschwanden im Osten und ließen hinter sich ein armes Land zurück.

Es ging anders als Napoleon dachte. Die Russen zogen sich zurück. Es herrschte eine gewaltige Hitze, dazu die sumpfige Gegend und die



mangelhafte Verpflegung! Durch Krankheit, durch Hunger sind schon auf dem Hinmarsche Tag für Tag Tausende abgegangen, ehe nur ein Schuß fiel. Bei Smolensk stellten sich zuerst die Russen; sie wichen und hinterließen dem Sieger eine brennende Stadt. Bei Borodino an dem Flüßchen Moskwa stellte sich die Hauptmacht. Ein fürchterliches Morden begann, und nach entsetzlicher Blutarbeit wichen die Russen. Aber es war kein entscheidender Sieg. Doch lag Moskau jetzt offen vor dem Heere. Dort hoffte es, sich erholen zu können. Es waren nur noch 95 000 Mann, die die Stadt erreichten. Welcher Jubel beim Anblick Moskaus! Aber wie ausgestorben lag die Stadt. Der Gouverneur Kotschubjew hatte alle Einwohner veranlaßt die Stadt zu verlassen; nur Verbrecher und lichtscheues Gesindel waren geblieben. Schon am Tage des Einzugs entstand eine Feuersbrunst. Man hielt es für Zufall und suchte zu löschen. Aber immer größere Brände entstanden. Endlich war die ganze Stadt ein Flammenmeer. Die Flammen loderten schon um den Kreml, den ungeheuren Kaiserpalast, den Napoleon bewohnte. Finster blickte er hinaus in die Flammen; er fühlte, daß er an der Wende seines Schicksals stehe. — Die Russen hatten selbst ihre alte Hauptstadt in Brand gesteckt, damit sie ein Grab des Feindes werde. Als die Flammen verloderten, lag der größte Teil der Stadt in Schutt und Asche. Draußen lagerte das Heer; wohl hatten sie sich beladen mit Moskauer Schätzen; aber wozu waren sie jetzt nütze? Sie waren ihnen nur eine Last. Napoleon mußte Friedensunterhandlungen einleiten. Der Zar zog die Verhandlungen wochenlang hinaus; plötzlich brach er sie ab. Es war der 18. Oktober, und Napoleon sah sich zum Rückzug genötigt. Das Heer sah seine Rückzugsstraße durch russische Streitkräfte verlegt, und so mußten sie denselben Weg zurück, den sie gekommen waren: durch verödete Gegenden, ausgebrannte Dörfer, und dazu Schnee und Eis! Da blieben Tausende zurück und fielen den verfolgenden Kosaken in die Hände; Tausende legten sich abends am Wachtfeuer nieder und standen morgens nimmer auf; Hunger und Kälte hatten sie getötet. Und noch stand das Schrecklichste bevor: der Übergang über die *Beresina*. Jenseits hatten russische Truppen das Ufer besetzt und suchten den Franzosen den Übergang streitig zu machen; und von hinten drückten andere russische Streitkräfte. Es will etwas heißen, daß es Napoleon unter solchen Umständen gelang, noch einen Teil hinüberzubringen. Aber mit welchen Opfern! Eine der geschlagenen Brücken brach und riß Tausende mit sich in die Tiefe; andere Tausende fanden den Tod, erdrückt in dem fürchterlichen Gedränge, hinuntergestoßen in den mit Eisschollen treibenden Fluß oder getötet von den Geschossen der nachdrängenden Russen. Eine große Zahl kam über-



haupt nicht mehr hinüber und fiel den Russen in die Hände. Nach diesem Übergang aber löste sich aller Zusammenhalt. In den abenteuerlichsten Kleidungen, in Pelzen, Bauernmänteln, Weiberröcken wandten die abgehetzten Gestalten einher, viele vom Wahnsinn ergriffen.

Der Kaiser verließ im Dezember das Heer und eilte in einem Schlitten mit nur zwei Begleitern nach Paris. Dort traf er am 18. Dezember ein; er mußte seinen Thron retten und neue Heere aus dem Boden stampfen. — Was von dem ungeheuren Heer zurückkam, waren etwa



An der Beresina.

23 000 kaum kampffähige Leute. Dazu kam das österreichische und das preussische Korps. Das erste war in Wolhynien, das zweite in Kurland aufgestellt gewesen, keines von beiden hatte den Marsch nach Moskau mitgemacht. Sie waren ungeschwächt und zählten etwa 35 000 Mann. Es waren somit von dem ganzen ungeheuren Heer von 600 000 Mann nur 58 000 übrig geblieben; 542 000 lagen in Rußland tot oder gefangen. Die Deutschen hatten die schwersten Verluste erlitten; denn Napoleon hat seine deutschen Hilfsvölker immer da hingestellt, wo es am heißesten herging. Er hat selbst gesagt: „Deutsche und Polen habe ich totschlagen lassen, 300 000 Mann; es waren keine 30 000 Franzosen dabei!“ Von der württembergischen Division, die 12 000 Mann stark ausmarschiert waren, kehrten 300 zurück.



Was damals geschah, hat die Welt als ein Gottesgericht angesehen. Es war auch eines.

„So hat sie Gott geschlagen  
Mit Mann und Roß und Wagen.“

#### 4. Preußens Erhebung. Die Befreiungskriege.

Jetzt oder nie! so dachten alle Leute, die das Herz auf dem rechten Fleck hatten. Als die traurigen Überreste der großen Armee nach Ostpreußen kamen, haben zwar die gutherzigen Ostpreußen sie nicht totgeschlagen — so wär's in Spanien, Italien oder Frankreich geschehen —, sondern sie gespeist und getränkt; aber französischer Übermut wurde nicht mehr geduldet. Noch war die Mehrzahl der preussischen Festungen von den Franzosen besetzt; in Spandau lag Marschall Augereau mit 12 000 Mann. Man konnte sicher darauf rechnen, daß Napoleon binnen kurzem mit einem neuen Heere dastehen würde. Wer konnte wissen, ob Rußland den Krieg fortsetzen, ob Österreich mittun würde? Es war kein Wunder, wenn der König von Preußen, der ohnedies schwer von Entschlüssen war, zögerte.

Da tat General York den ersten Schritt. Er war der Führer des preussischen Hilfskorps in Kurland. Der Franzose Macdonald, unter dessen Befehl er stand, verlangte, daß er sich mit ihm bei Tilsit vereinige. Ihm gegenüber stand der russische General Diebitsch; dieser verlangte von ihm Vereinigung mit den russischen Truppen. Vom König hatte York keine bestimmten Weisungen. Sein ganzes Herz zog ihn zu den Russen; denn er haßte die Franzosen von ganzer Seele; nach dem noch bestehenden Bündnis jedoch hätte er müssen bei den Franzosen bleiben. Aber er entschied sich: am 30. Dezember schloß er mit Diebitsch auf der Poscheruner Mühle bei Tauroggen eine Übereinkunft. Er trennte sein Heer von dem französischen, führte es in einen neutralen Landstrich und verpflichtete sich, vor dem 1. März 1813 nicht gegen die Russen zu kämpfen. Das war eigenmächtig und der König berief den General York ab; er konnte nicht anders.

York indessen blieb in seiner Stellung und richtete gemeinsam mit Stein den Widerstand in Ostpreußen ein. Die ganze Provinz fiel den beiden Männern begeistert zu und war bereit, alle Opfer für die Befreiung zu bringen. Der König verlegte seine Residenz nach Breslau, wo er sicherer vor den Franzosen war; und im Februar 1813 schloß er zu Kalisch ein Waffenbündnis mit Rußland. York ward von jedem



Borwurf freigesprochen, und am 17. März veröffentlichte der König den Aufruf „An mein Volk“. Es war ein Aufruf zur Befreiung von der Fremdherrschaft.

In Breslau waren Preußens beste Männer um den König versammelt: Scharnhorst, Gneisenau, Blücher u. a. Scharnhorsts Arbeit trug jetzt Früchte. Von den ausgebildeten Truppen wurden weitere 41 000 unter die Waffen gerufen, eine Landwehr, ein Landsturm gebildet, Freiwillige aufgerufen. Zu Tausenden strömten die jungen Leute zur Fahne. Und als der König die Menge jubelnder Freiwilliger sah, da füllten sich seine Augen mit Tränen, und es war der stolzeste Augenblick im Leben Scharnhorsts, als er auf diese Leute deuten und sagen konnte: „Majestät, das ist Ihr Volk!“ In den Kirchen kamen die Leute zusammen: dort verlassen die Geistlichen den Aufruf des Königs, forderten auf, die Waffen zu ergreifen für das Vaterland und gingen oftmals mit eigenem Beispiel voran. Die Werkstätten, die Hörsäle leerten sich; die Lehrer, die Pfarrer, die Studenten, die Bauern, die Handwerker — alles strömte zu den Waffen. Sogar Mädchen drängten sich herzu und kämpften verkleidet als Soldaten mit; vor allem die Potsdamer Unteroffiziers-tochter Eleonore Prochaska, die bald den Heldentod für das Vaterland erlitten hat. Damals dichtete Friedrich Rückert:

„Ich müßte mich schämen ein Mann zu heißen,  
Wenn ich nicht könnte führen das Eisen,  
Und würde Weibern es gönnen,  
Daß sie es führen können.“

Der Major von Lützow sammelte ein Freikorps, die schwarzen Jäger. Unter ihm focht Theodor Körner, der Sänger und Held.

Wie bereitwillig hat das preussische Volk sein Hab und Gut hergegeben! Nach so viel Kriegsjahren war wenig genug in unzähligen Häusern. Wie viele haben ihre goldenen Trauringe auf den Altar des Vaterlandes gelegt und dafür eiserne empfangen mit der Inschrift: „Gold gab ich für Eisen.“ Ein armes Mädchen, Ferdinande von Schmettau, ließ sich ihre prächtigen Haare abschneiden und gab den Erlös dem Vaterlande.

Napoleon hat mit gewaltiger Tatkraft ein neues Heer auf die Beine gebracht. Es waren 250 000 Mann aus Frankreich und seinen Vasallenstaaten, vor allem dem Rheinbund. Wohl waren es zum Teil blutjunge Leute; aber die einheitliche Führung durch den großen Schlachtenmeister hat viele Mängel ersetzt. Bei den Verbündeten hatte zuerst der russische General Wittgenstein, ein mittelmäßiger Feldherr, die Führung; unter ihm aber stand der preussische General Blücher. Das war der rechte



Führer für diese Zeit: ein Greis mit Jünglingsfeuer, bei dem die Losung war: „Vorwärts!“ Seine Soldaten gingen für ihn durchs Feuer, und den Napoleon haßte er bis in den Tod.

Napoleon stieß nach Thüringen und Sachsen vor. Bei Großgörschen in der Nähe von Leipzig ward er von den Verbündeten angegriffen. Die Tapferkeit der Preußen übertraf alle Erwartungen; aber die Leistung durch Napoleon stand auf der Höhe, so daß der Kampf mit einem Rückzug der Verbündeten endigte. Einige Wochen darauf ging's bei



Kriegsfreiwillige 1813

Bautzen ebenso. Wohl hatte Napoleon gemerkt, daß ihm jetzt ein ganz anderes Heer als bei Jena gegenüberstehe. Er hatte sogar seine Generale gefragt: „Glaubt ihr, daß mein Stern untergeht?“ Aber doch war er Sieger geblieben. Und einen unerseßlichen Verlust hatten die Preußen erlitten: Scharnhorst war am Bein schwer verletzt worden. Er achtete der Wunde nicht und eilte nach Prag, um Österreich zum Beitritt zu bewegen; aber dort starb er.

Nun gab's einen Waffenstillstand. Die Verbündeten brauchten ihn notwendig. Daß auch Napoleon darauf einging, hat er selbst später als einen großen Fehler bezeichnet. Es war die Rettung für die Verbündeten. Es gelang ihnen in dieser Zeit Österreich zum Beitritt zu bewegen; auch Schweden schloß sich an, doch nur mit geringen Kräften. Zum ver-



bündeten Heere stellte Preußen allein 300 000 Mann, Oesterreich 260 000, Rußland 250 000 und Schweden 20 000. Die Engländer halfen mit Geld und auf diplomatischem Wege; im übrigen ließen sie andere für sich bluten. An Preußen gaben sie 13½ Millionen Mark, ließen sich aber dafür Hannover, Ostfriesland und Hildesheim verpfänden; den Schweden dagegen gaben sie 20 und den Russen gar 40 Millionen. Nur in Spanien griffen sie selbst, aber meist mit fremden Söldnertruppen ein.

Die Verbündeten bildeten drei Armeen. Die größte war die böhmische: Russen, Oesterreicher und Preußen. Der Oberbefehlshaber dieser Armee und der gesamten verbündeten Streitkräfte war der Oesterreicher Graf Schwarzenberg, ein ganz tüchtiger Reiterführer, aber zu langsam und unentschlossen. Dann kam die Nordarmee: Preußen, Russen und Schweden; sie stand unter dem Befehl des schwedischen Kronprinzen, des geborenen Franzosen Bernadotte, der sich bemühte, den Franzosen möglichst wenig wehe zu tun. Die schlesische Armee bestand aus Preußen und Russen unter dem Befehl Blüchers. Er mit seinem Generalstabschef Gneisenau — das waren die rechten Führer; und gut war's, daß auch in den anderen Armeen Preußen waren; die halfen, wenn die andern versagten.

Napoleon befahl seinem Marschall Dubinot einen Angriff auf Berlin, das durch die Nordarmee gedeckt war. Bernadotte hätte die Stadt preisgegeben; aber die Preußen unter Bülow und Tauenzien griffen den Feind bei Großbeeren an und schlugen ihn gründlich. Napoleon sandte Verstärkungen unter Ney, seinem besten Feldherrn. Es ging wieder genau so: Bernadotte wollte zurück, aber Bülow und Tauenzien warfen sich bei Dennewitz dem Feinde entgegen und schlugen ihn so, daß er mit schweren Verlusten den Rückzug über die Elbe antreten mußte. — In Schlesien stand eine französische Armee unter Macdonald Blücher gegenüber und sollte ihn von der böhmischen Armee abschneiden. Blücher ließ die Franzosen bei Liegnitz über die Raabach und Neisse herüberkommen; dann warfen sich die Preußen mit Ungestüm auf den Feind und warfen ihn in die angeschwollenen Flüsse. Diese Armee war so gut wie vernichtet.

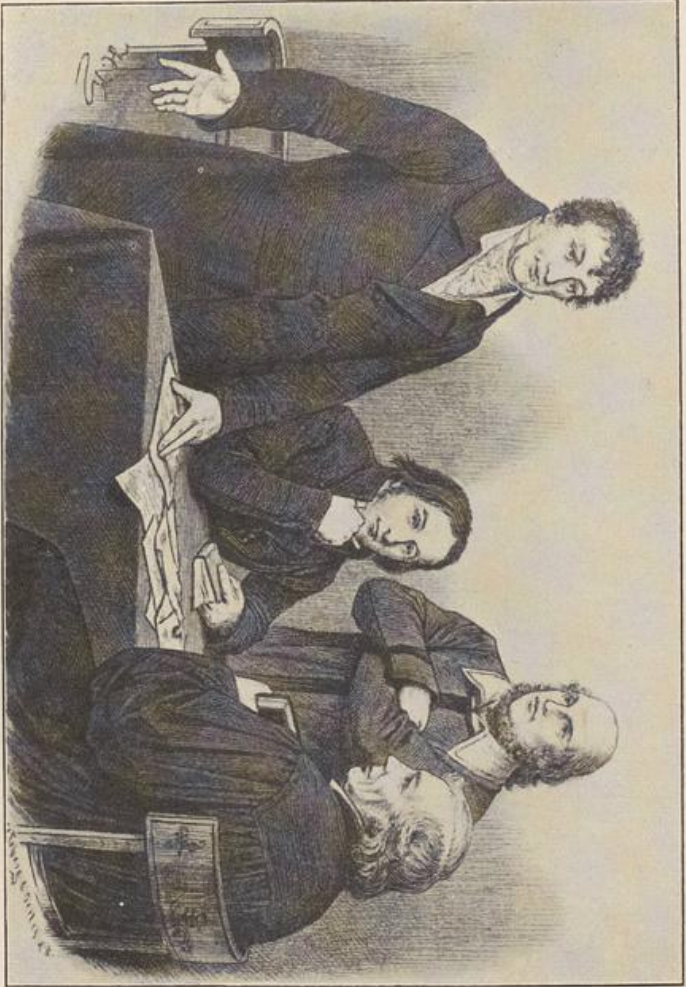
Aber Napoleon selbst war noch unbesiegt. Ihm gelang ein großer Schlag gegen die Hauptarmee bei Dresden. Diese mußte sich eiligst nach Böhmen zurückziehen, und Napoleon übertrug seinem General Vandamme die Verfolgung. Aber ihm stellten sich auf der Höhe des Erzgebirges einige russische Divisionen unter dem Prinzen Eugen von Württemberg, einem blutjungen Mann, aber ganz hervorragenden Führer, entgegen. Sie hielten aus, drängten die Franzosen gegen Kulm zurück und griffen sie am folgenden Tag mit verstärkten Kräften an. Plötzlich





Karl, Reichsfreiherr vom und zum Stein  
(Aus Pagel, Deutsche Geschichte in Bildern)





Zerndt, Zahn, Fichte, Schleiermacher



donnerten Kanonen im Rücken der Franzosen. Es war der preussische General von Kleist. Er hatte eine Schwenkung gemacht und war den Franzosen in den Rücken gekommen. Sie waren verloren und mußten sich samt ihrem Führer gefangen geben.

Das waren schlimme Botschaften für Napoleon. Trotz seinem Sieg bei Dresden hatte er in einer Woche 80 000 Mann verloren; alle seine Unterführer waren geschlagen worden. — Im Oktober schritt Blücher wieder zum Angriff. Er schlug bei *Wartenburg* ein französisches Korps unter Bertrand und überschritt die Elbe. Zu gleicher Zeit ging die Nordarmee über die Elbe, und die böhmische Armee kam über das Erzgebirge herüber.

So zog sich von allen Seiten das Unwetter über Napoleon zusammen, auch Bayern sagte sich jetzt von ihm los und ging zu den Verbündeten. Er nahm eine feste Stellung um Leipzig herum ein. Dort wurde vom 16. bis 19. Oktober die *Völkerschlacht* geschlagen. Unter den Völkern Europas fehlte allerdings das Volk, dem der ganze Krieg den größten Gewinn bringen sollte: die Engländer. Sie waren nur durch ihre Gesandten vertreten.

Die drei Armeen waren nach und nach herangekommen: Blücher von Nordwesten, Schwarzenberg von Süden, Bernadotte von Nordosten. Der beeilte sich aber gar nicht. An Zahl waren die Verbündeten, an einheitlicher Leitung Napoleons Heer überlegen. Am 16. ging's im Süden los. Dort leitete Napoleon selbst die Schlacht bei *Liebertwolkwitz* und *Wachau*. Die Überlegenheit war hier entschieden auf Seiten der Franzosen, so daß Napoleon schon *Viktoria* läuten ließ. Aber im Norden hatte Blücher, voran sein preussisches Korps unter York, mit beispielloser Tapferkeit Marschall Marmont geschlagen und *Möckern* dem Feind entrissen. Wäre Bernadotte dagewesen, so hätte man den Ring schließen und Napoleon zum Abbruch der Schlacht zwingen können. Aber der fehlte. Am 17. ruhten die Waffen; nur Blücher warf den Feind bis nahe an das Stadttor zurück. Am 18. entbrannte der Hauptkampf um *Probstheida*, den Mittelpunkt der französischen Stellung. Dort griff Schwarzenberg mit weit überlegenen Kräften an. Zwar nahmen die Verbündeten eine Reihe von Dörfern; allein *Probstheida* selbst hielten die Franzosen fest. Endlich war auch Bernadotte, von Blücher mit aller Grobheit herangeholt, gekommen, und sein preussisches Korps unter Bülow griff stürmisch ein und nahm den Franzosen *Paunsdorf* weg, während Blücher dicht an Leipzig heranrückte. Aber im Westen ließen die Österreicher eine Rückzugsstraße frei.

Am 19. befahl Napoleon den Rückzug. Vom Norden, Osten und Süden stürmten Preußen und Russen die Tore Leipzigs; nur der Westen



blieb frei. Die Rheinbundtruppen fielen jetzt ab; Württemberger und Sachsen waren schon am 18. zu den Verbündeten übergetreten. Dennoch brachte Napoleon 80 000 Mann heraus. Man hätte Napoleon schon in Leipzig ein Ende bereiten können; Blücher wollte das auch; aber Schwarzenberg war nicht dafür zu haben. So ließ man ihn entweichen. Diese Torheit hat noch eine Menge Gut und Blut gekostet. Bei *H a n a u* stellten sich ihm die Bayern in den Weg; aber er brach durch und überschritt bei Mainz den Rhein.

Kostbare Zeit ging auch diesmal wieder verloren, bis sich die Verbündeten zur Fortsetzung des Kampfes entschlossen. Mittlerweile hatte Napoleon neue Kräfte gesammelt. Endlich um die Jahreswende ging's weiter. Blücher ging bei Caub über den Rhein, Schwarzenberg bei Basel. Bernadotte schied zum Glück aus: er hatte seinen Zweck, Norwegen zu gewinnen erreicht. Statt seiner führten Bülow und Wintzingerode preussische Truppen nach Holland.

Napoleon wehrte sich noch mächtig und schlug nicht bloß Schwarzenberg, sondern auch Blücher ein paarmal. Da vereinigte sich Blücher mit den frischen Truppen Bülows und Wintzingerodes und rückte auf Paris los. Napoleon und seine Marschälle wurden geschlagen; die Verbündeten nahmen Paris am 30. März 1814. Die Pariser Bevölkerung, die eben erst Napoleon vergöttert hatte, jubelte den Verbündeten zu.

Im ersten Pariser Frieden verzichtete Napoleon auf sein Kaiserthum. Die Insel Elba im Mittelländischen Meer ward ihm zugewiesen. Seine Marschälle verließen ihn. Frankreich ward wieder Königreich, und ein Bruder des hingerichteten Königs, Ludwig XVIII., ein gichtbrüchiger Greis, bestieg den Thron.

Aber Napoleon hielt es in Elba nicht lange aus: Am 1. März 1815 landete er mit 900 Getreuen in Südfrankreich. Marschall Ney ward mit Heeresmacht ausgeschiedt, um ihn gefangen zu nehmen. Aber wie seine Truppen den alten Feldherrn sahen, gingen sie, Ney voran, alle zu ihm über. Am 20. März zog Napoleon in Paris ein, Ludwig XVIII. floh zum andern Thor hinaus. Vergebens beteuerte der Kaiser seine Friedensliebe; sein Name bedeutete den Krieg; das wußten alle Staatsmänner Europas.

So ging's nochmals los. In Belgien marschierte der Engländer Wellington mit 93 000 Mann: Niederländern, Hannoveranern, Braunschweigern, Iren, Schotten, auch Engländern auf, und Blücher mit 123 000 Preußen. Napoleon warf sich ihnen mit 130 000 Mann entgegen und hoffte jeden einzeln schlagen zu können. Am 16. Juni ging er selbst gegen Blücher bei *L i g n y* vor, Ney gegen Wellington bei *D u a t r e b r a s*. Ney ward zurückgeschlagen, Blücher erlitt eine Niederlage.



Allein weder er noch Gneisenau ließen sich entmutigen, sondern beschloßen zu neuem Angriff vorzugehen. Als am 18. Juni Napoleon mit seiner ganzen Macht Wellington südlich von Brüssel angriff, war Blücher fest entschlossen ihm zu Hilfe zu kommen. Trotz eines arg zerquetschten Schenkels saß er wieder fröhlich zu Pferde mit seinem alten „Vorwärts“. Bei Waterloo auf dem Mont St. Jean hatte Wellington eine feste Stellung eingenommen. Dort hielt er mit seinen Truppen — unter denen die besten Deutsche waren — unerschütterlich Stand; seine Losung war: „Die Preußen oder die Nacht.“ Durch furchtbare Gewitterregen waren die Anmarschwege für die Preußen fast ungangbar; aber das „Vorwärts“ des Führers half den Soldaten über alle Schwierigkeiten weg. Napoleon hätte es nie für möglich gehalten, daß eine am 16. geschlagene Armee am 18. zum Angriff vorginge. Deshalb hielt er zuerst die anmarschierenden Preußen für eigene Truppen. Als er seinen Irrtum erkannte, mußte er seine Reserven für sie aufsparen. Die Preußen stießen bei Planchenoit in die rechte Flanke Napoleons. Einen letzten Angriff mit seiner alten Garde unter Ney versuchte der Kaiser; sie ward zurückgeschlagen. Immer heftiger drängten von rechts her die Preußen heran. Da wandte sich endlich alles zu wilder Flucht. Gneisenau, in dessen Kopfe der ganze Plan entstanden war, setzte sich an die Spitze der Verfolger. Er gönnte dem feindlichen Heer keine Ruhe, bis nur noch wertlose Trümmer vorhanden waren. Napoleon selbst entging nur mit knapper Not der Gefangennahme; sein Wagen ward von den Preußen genommen. In der Mitte der Schlachtfelder bei dem Hoje la Belle-Alliance trafen sich die beiden Heerführer Blücher und Wellington und schüttelten sich die Hände. Blücher befahl die Schlacht mit dem Namen Belle-Alliance zu nennen. Aber der dünnhäutige Engländer wollte nicht und nannte die Schlacht mit dem Namen Waterloo. Heute noch ist jeder Engländer fest überzeugt, daß Wellington die Schlacht gewonnen habe; tatsächlich wäre er ohne die Hilfe Blüchers verloren gewesen. —

Aber, wie Blücher sagte, die Napoleonische Geschichte war jetzt endgültig aus. Schon am 7. Juli zog Blücher in Paris ein und Ludwig XVIII. kam wieder angefahren. Napoleon aber begab sich freiwillig an Bord des englischen Kriegsschiffes Bellerophon und hoffte, die Engländer würden ihn als Gast behandeln. Damit hatte er zu viel gehofft. Die Verbündeten beschloßen vielmehr auf Vorschlag Englands seine Verbringung nach St. Helena, einer kleinen Insel im Atlantischen Ozean. Dort hat er noch sechs Jahre gelebt, mit den Erinnerungen an seine beispiellose Laufbahn beschäftigt. Er starb im Jahr 1821.



## 5. Württemberg in der Napoleonischen Zeit.

Wie die Napoleonische Zeit in den kleinen deutschen Staaten gewirkt hat, können wir am besten an dem Beispiele Württembergs sehen. Hier war nach dem Tode des Herzogs Karl Eugen dessen Bruder Ludwig Eugen auf den Thron gekommen, ein alter Herr, der nur zwei Jahre — 1793 bis 95 — regierte. Er hob die hohe Karlschule auf, weil sie zu viel Geld kostete. Er nahm auch an dem Kriege Österreichs und Preussens gegen die französische Republik teil. — Ihm folgte der dritte Bruder Friedrich Eugen. Er hatte es im Dienste Friedrichs des Großen zum General gebracht. Seine Frau war eine preussische Prinzessin und gebar ihm zwölf Kinder; er hat sie aber, während er selbst noch katholisch war, alle evangelisch erziehen lassen. Seine Regierung fiel in die Zeit des Kriegs Österreichs mit Frankreich. Württemberg lag mitten inne und hatte von beiden Parteien viel Übels zu leiden. Die Österreicher zogen sich durch Württemberg zurück, die Franzosen marschierten ein und besetzten Stuttgart. Als 1797 zu Campo formio Frieden geschlossen wurde, mußte Württemberg Mömpelgard abtreten und acht Millionen Franken Kriegskostenentschädigung zahlen, obgleich es gar nicht am Krieg teilgenommen hatte. Der ganze Kriegsschaden belief sich auf 11½ Millionen Gulden — eine gewaltige Summe für das kleine Ländchen.

1797 starb Friedrich Eugen; sein Sohn Friedrich II. folgte. Er war ein kluger, tatkräftiger, aber sehr gewalttätiger Mann. Er tat immer was er wollte, und fragte gar nichts nach der Meinung der Landstände. Beim zweiten Bündnis von England, Rußland und Österreich gegen Frankreich wollte auch Friedrich sich den Bundesgenossen anschließen. Allein der Landtag war für Neutralität und verwilligte die Mittel nicht. So entstand ein Streit zwischen Herzog und Landtag, in dem der Herzog die widerspenstigen Abgeordneten verhaften ließ. Wieder mußte das neutrale Land von beiden Seiten leiden. Zuerst lag eine Masse österreichischer Truppen im Lande; und als der französische Führer Moreau die Österreicher zurückdrängte, kamen die Franzosen, und das Land mußte abermals sechs Millionen Franken zahlen. Selbst die nie zuvor bezwungene Festung Hohentwiel verlor Württemberg. Der Franzose Vandamme forderte sie zur Übergabe auf, und der württembergische Kommandant übergab sie, ohne einen Schuß zu tun, gegen die Bedingung „unverletzter Rückgabe an Württemberg“. Aber ein paar Monate darauf wurden die Festungswerke auf Napoleons Befehl niedergeworfen. So verfuhr Frankreich mit einem neutralen



**L a n d e.** Im Reichsdeputationshauptschlusse erhielt Württemberg als Entschädigung für Mömpelgard die neun Reichsstädte Aalen, Eßlingen, Giengen, Gmünd, Hall, Heilbronn, Neutlingen, Rottweil und Weilberstadt; ferner geistliche Gebiete, von denen das wichtigste die Propstei Ellwangen war. Friedrich ward zum Kurfürsten erhoben.

Nun folgte das dritte Bündnis gegen Frankreich. Als am 2. Oktober 1805 Napoleon in Ludwigsburg ankam, fragte er den Kurfürsten einfach: „Für mich oder wider mich?“ Friedrich konnte nicht anders, als sich auf Napoleons Seite stellen, zumal Bayern und Baden schon dessen Verbündete waren. 8000 Mann mußte Württemberg stellen. Sie waren dabei, als die Österreicher in Ulm die Waffen streckten, sie kämpften mit bei Austerlitz. Im Preßburger Frieden ward Württemberg Königreich und erhielt bedeutenden Zuwachs, namentlich durch bisher österreichisches Gebiet: die Städte an der Donau: Ehingen, Munderkingen, Riedlingen, Mengen, auch Saulgau; ferner die Grafschaft Hohenberg, die Landvogtei Altdorf, sowie Deutschordensgebiet in Neckarsulm und Gundelsheim und die kleinen Gebiete der Reichsritterschaft. Am 1. Januar 1806 nahm Friedrich den Königstitel an.

Jetzt trat er dem Rheinbunde bei. Nach der Auflösung des deutschen Reiches erhielt Württemberg noch weiteren Gebietszuwachs: hauptsächlich fränkische und oberschwäbische Gebiete. Die Hohenloheschen Gebiete, die Gebiete der Grafen und Fürsten von Waldburg, von Windischgrätz, Thurn und Taxis, Königsegg, Aulendorf, Schäßberg, Thannheim, Quadt und andere. Dann die Reichsstädte Vöhringen, Isny nebst mehreren andern Städten. Friedrich mußte aber auch 12 000 Mann für den Krieg bereit halten und seine einzige Tochter dem Bruder Napoleons, König Jérôme von Westfalen, zur Frau geben. Nach dem Krieg mit Österreich 1809 erhielt Württemberg den letzten Zuwachs: Ulm, Wangen, Ravensburg, Leutkirch, Buchhorn, das der König Friedrichshafen nannte, Crailsheim, Gerabronn mit ihren Landgebieten, Mergentheim usw. Damit war das jezige Württemberg fertig.

Auf Napoleons Verlangen wurde jetzt die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Überall haben damals die Württemberger mitgekämpft, und Napoleon hat sie immer an die Punkte gestellt, wo es am heißesten herging. 1806 waren 14 000 Württemberger dabei, 1809 16 000; und nach Rußland mußten 12 000 Württemberger dem Kaiser Heeresfolge leisten. Kaum 300 von ihnen haben die Heimat wiedergesehen. Aber sofort mußte ein neues Heer aufgestellt werden. 12 000 Mann sind an Napoleons Seite auf die sächsischen Schlachtfelder gezogen. Bei Bautzen, Dennowitz, Wartenburg mußten sie dranglauben. Und als General Franzquemont sich darüber beschwerte, daß man die Württemberger so scho-



nungslos aufopfere, erhielt er von dem Generalstabschef Ney's die Antwort: „Es liegt in unserem Interesse, daß ihr alle umfommt, damit ihr nicht einmal die Waffen gegen uns kehrt.“

Schmerzlich wehe tut uns, daß die Württemberger damals ihr Blut für die Franzosen haben vergießen müssen. Ihnen selber hat's nicht minder wehe getan; und in der Schlacht bei Leipzig ging der württembergische General Normann mit 600 Reitern zu den Verbündeten über, und ein paar Tage darauf tat König Friedrich dasselbe. Nochmals hieß es, neue Truppen aufstellen! Aber diesmal zum Bruch der französischen Tyrannei. 25 000 Württemberger zogen unter dem Befehl ihres Kronprinzen Wilhelm nach Frankreich und haben ruhmvoll bei la Rothière und Montereau, Arcis sur Aube und la Fere Champenoise gekämpft. Und endlich rückten im Jahr 1815 21 000 Württemberger ins Feld, doch ohne an den großen Kämpfen teilzunehmen.

Was hat diese Zeit dem Württemberger Volk für Opfer gekostet! Die Blutopfer der Napoleonischen Zeit sind im Verhältnis größer als die des Weltkriegs. Und dann die Durchmärsche! Von 1795—1815 sind fast unaufhörlich Franzosen und Spanier, Portugiesen und Italiener, Schweizer und Holländer, Russen und Polen und alle österreichischen und deutschen Volksstämme durch unser Land gezogen. In dem kleinen Oberamt Cannstatt sind allein in den Jahren 1809—11 336 817 Mann, darunter 71 Generale und 12 975 Offiziere nebst 193 826 Pferden einquartiert gewesen. Da kam's nicht selten vor, daß ein Bürger, der kaum für sich und die Seinigen Nahrung schaffen konnte, 10—15 Mann in Quartier hatte, ja 20—30; bei den Begüterten stieg die Zahl manchmal auf 100 und mehr. Wie ist da das arme Land ausgefogen worden!

König Friedrich hat in dieser Zeit als absoluter Monarch regiert. 1805 hob er die alte Verfassung auf und bemächtigte sich des Archives und der Kassen.

Unter seiner Regierung hat sich ein neues Württemberg gebildet. Es war nicht möglich, die alte Verfassung einfach auf das neue Württemberg zu übertragen; eine neue Verfassung zu machen, war in diesen kriegerischen Zeiten auch kaum möglich.

Da war es schon am besten, wenn ein tatkräftiger Fürst zunächst von sich aus eine neue Ordnung aufstellte. Friedrich hat zuerst die neuen Landesteile als einen besonderen Staat durch eine Regierung in Ellwangen verwalten lassen. Dann aber schuf er einen Einheitsstaat. Er bildete nach französischem Muster ein Ministerium mit sechs Abteilungen: den Ministerien des Äußeren, des Inneren, der Finanzen, der Justiz, des Kriegs und der geistlichen Angelegenheiten. Das Land wurde in die jetzt noch bestehenden vier Kreise eingeteilt. Die evangelische



Kirche hatte bis dahin ihr besonderes Vermögen, das Kirchengut — das hat Friedrich für den Staat eingezogen gegen die Verpflichtung der Fürsorge für alle Bedürfnisse der Kirche. Den bisher reichsunmittelbaren Adel hat Friedrich in den Staat hineingezwungen, indem er ihm seine besonderen Vorrechte nahm. Fürs ganze Land ist die Regierung Friedrichs doch in mancher Hinsicht ein Segen gewesen. Er hatte auch nicht im Sinn, immer ohne Verfassung zu regieren; vielmehr legte er 1816 einer besonders dazu einberufenen Versammlung einen recht freisinnigen Verfassungsentwurf vor. Da er aber verlangte, daß dieser unverändert angenommen werde, so entstanden schwere Streitigkeiten zwischen König und verfassunggebender Versammlung, und das Werk ward nicht zu Ende gebracht.

Viel Anstoß hat seine Prachtliebe gegeben. In einer Zeit, da die ganze Bevölkerung unter schweren Lasten seufzte, herrschte am Hofe nicht die mindeste Sparsamkeit. Schlimm war auch seine Jagdliebhaberei. Württembergs Wälder wimmelten damals von Wild: Hirsche und Wildschweine gab es in Massen. Welcher Schaden für die Bauern! Und doch durften sie nicht weggeschossen, sondern mußten für die königliche Jagd gehegt werden. Zu einer großen Hofjagd wurden die Bauern von weiter als Treiber aufgeboten. Als die Armee dem russischen Winter erlag, mußten die Bauern aus dem halben Lande in wochenlangem Frondienst ein Jagdfest in Bebenhausen mitverherrlichen helfen. Das hat viel böses Blut gemacht; und daß der König in dem Hungerjahre 1816 gar kein Herz für sein Volk zeigte, hat die Leute noch mehr empört. So haben bei seinem Tode im Jahr 1816 seine Untertanen aufgeatmet; denn er hat seinem Volk das Joch schwer gemacht.

Die große Not der Zeit hat in vielen Leuten die Überzeugung wachgerufen: jetzt komme die große Trübsal, von der Jesus geweissagt habe. Und viele glaubten, Rußland sei der Ort, wo man sich in dieser letzten Not bergen könne. So wanderten viele nach Südrußland aus; und dort sind ihre Nachkommen zum Teil heute noch ansässig.

## 6. Der Wiener Kongreß.

In Wien waren gleich nach dem ersten Pariser Frieden die Staatsmänner aller kriegsführenden Staaten zusammengekommen, um dort zu beraten über die zukünftige Gestaltung Europas. Es war ein schweres Stück Arbeit; denn die vielen Köpfe waren nicht unter e i n e n Hut zu bringen. Außer den Staatsmännern waren auch die Fürsten mit ihren Hofstaaten da. So war's eine glänzende Versammlung. Und weil die Arbeit so schwer und so viel Not jetzt vergangen war, so wollten sie sich



auch dafür schadlos halten. Daher fehlte es nicht an glänzenden Festen und Vergnügungen.

Was kam bei allen diesen langwierigen Verhandlungen heraus? Zuerst einmal für *F r a n k r e i c h*. Dies Land hatte ja doch das ganze ungeheure Völkermorden angestiftet. So sollte es auch die Last dafür voll und ganz tragen müssen! So sollte man denken. Das war aber nicht der Fall. Man hat klüglich unterschieden zwischen Napoleon und dem französischen Volke. Napoleon wurde wohl als der Urheber alles Übels angesehen; allein der hatte ja seine Strafe erhalten durch seine Verbannung nach St. Helena. Aber das französische Volk kann man doch nicht büßen lassen für das, was sein Kaiser verschuldet hat! Das ist doch unschuldig. So hieß es bei den Engländern, bei den Russen, ja auch den Österreichern. Dabei dachte man gar nicht daran oder wollte nicht daran denken, daß schon vor Napoleon die französischen Revolutionsheere nach Deutschland gekommen waren und das linke Rheinufer weggerissen hatten. Der französische Staatsmann Talleyrand, der Vertreter des geschlagenen Frankreichs, war hochangesehen in Wien und spielte fast die erste Rolle beim Kongreß. Mindestens acht Milliarden Goldmark — für die damalige Zeit eine ganz ungeheure Summe — haben sie aus dem damals so armen Deutschland weggeschleppt, ungerechnet den Schaden, den die kriegerischen Zerstörungen und die endlosen Truppendurchmärsche angestiftet hatten — und 700 Millionen Mark mußten sie bezahlen! Was für eine Masse von Kunstschätzen hatte Napoleon und seine Marschälle aus allen Ländern zusammengeraubt und nach Paris gebracht! So zum Beispiel die Siegesgöttin vom Brandenburger Thor in Berlin. Der alte Blücher hat dafür gesorgt, daß der größte Teil von dem, was aus Preußen geraubt wurde, wieder zurückgegeben ward; die Siegesgöttin ist wieder nach Berlin gewandert. Dafür wurde er ein ungebildeter deutscher Barbar gescholten. Allein vieles andere haben sie behalten und haben es noch bis auf den heutigen Tag; der Wiener Kongreß hat es ihnen gelassen. Zwar den größten Teil des linken Rheinufers mußten sie wieder herausgeben; aber das alte deutsche Land Elsaß-Lothringen durften sie behalten. Die besten deutschen Männer, Ernst Moriz Arndt und andere, hatten aus allen Kräften dafür geredet und geschrieben, daß Elsaß-Lothringen wieder deutsch werde. Umsonst! Sie durften ihren Raub behalten. Das war eine Schmach. Die Niederlande mußten die Franzosen wieder herausgeben, Italien und Spanien natürlich auch wieder fahren lassen. Sie behielten die Grenzen vom Jahr 1792. 23 Jahre lang war Europa durch Frankreich in einen Krieg um den andern gestürzt worden, und so glimpflich kam das unterlegene Land davon! Seine Finanzen standen besser als vor



den Kriegen, während das siegreiche Deutschland arm aus dem Krieg hervorging! Man vergleiche damit die Behandlung, die uns Deutschen im Versailler Frieden widerfahren ist.

Rußland kam beim Kongresse auch ganz gut weg. Polen, das daher Kongresspolen heißt, hat es damals erhalten. Finnland, das es während der französischen Kriege den Schweden abgenommen hatte, durfte es behalten.

Und England erst! Es erhielt in Europa Helgoland und Malta, dazu die Schutzherrschaft über die Ionischen Inseln; in Amerika Santa Lucia, Trinidad, Isle de France, Honduras und Britisch Guyana; in Afrika Kapland, Mauritius, die Seychellen, Ascension. In Asien Ceylon und Vergrößerung des indischen Besitzes. Die Holländer sind zuletzt Englands Verbündete gewesen und haben bei Belle-Alliance auf seiten der Engländer gefochten; dennoch haben sie ihnen Ceylon und das Kapland weggenommen. Hannover wurde wiederhergestellt und noch um das preußische Ostfriesland vergrößert. Da der König von England zugleich König von Hannover war, so waren damit die Engländer tatsächlich die Herren von Hannover; sie beherrschten die deutsche Nordseeküste. England war wohl die Seele des Widerstandes gegen Napoleon gewesen; aber gelitten hat es außerordentlich wenig, und die Blutopfer, die es gebracht hatte, waren doch verschwindend klein gegenüber den Blutopfern anderer Völker, zum Beispiel Preußens. Und demgegenüber dieser ungeheure Gewinn!

Österreich erhielt den größten Teil der Gebiete zurück, die es im Frieden von Campo Formio verloren hatte; auch die Lombardei und Venetien. Dagegen mußte es die Niederlande — das jetzige Belgien — fahren lassen.

Diese wurden mit Holland ein selbständiges Königreich der Niederlande. Daran war den Engländern besonders viel gelegen: hier an der Nordsee, England gerade gegenüber, wollen sie ein Land haben, das dem Namen nach selbständig, in der That aber von ihnen abhängig ist. Holland hatten sie in den vergangenen Jahrhunderten und jetzt wieder im Wiener Kongreß so verkleinert und geschwächt, daß es ihnen nicht mehr gefährlich werden konnte. Von jetzt an mußte es tun, was England wollte; das jetzige Belgien aber stand teils unter englischem, teils unter französischem Einflusse. Die Franzosen haben hauptsächlich dadurch Einfluß gewonnen, daß sie die französisch sprechenden Wallonen gegen die Flamen zu unterstützen und die französische Sprache zur herrschenden zu machen verstanden haben. Im Jahre 1830 hat sich Belgien von Holland wieder losgerissen und ist ein selbständiges Königreich geworden.



Wie ging's aber mit P r e u ß e n im Wiener Kongreß? Es erhielt einen Teil des Königreichs Sachsen, löste von Dänemark das schwedische Pommern gegen Lauenburg ein und gewann zu seinen alten Besitzungen links vom Rhein noch einen Teil des Kurfürstentums Köln, dazu nassauische Gebiete und kleine französische Gebietsteile an der Maas und Mosel. Ostfriesland, das früher preussisch gewesen war, hat es an Hannover abgeben müssen. Einen großen Teil der polnischen Gebiete, die es in der dritten Teilung Polens erworben hatte, mußte es an Rußland abtreten. Das war kein Schaden; denn damit wurde es wieder für seine Aufgabe in Deutschland gewonnen. Im ganzen wurde Preußen etwas kleiner als vor 1806. Sein Gebiet ward zerrissen in einen östlichen und einen westlichen Teil; dazu ward es abgedrängt von der Nordsee. So schlecht kam der Staat weg, der am meisten gelitten und am meisten geleistet hatte. Blücher sagte: „Wir haben einen tüchtigen Bullen nach Wien gebracht und einen schäbigen Ochsen dafür eingehandelt.“

Manche deutschen Kleinfürsten, die durch Napoleon ihr Land verloren hatten, kehrten wieder auf ihren Thron zurück. So zum Beispiel der Kurfürst von Hessen; von ihm sagte ein hessischer Bauer: „Und wenn er gleich ein alter Esel ist, wir wollen ihn doch wieder haben.“

Die sämtlichen deutschen Staaten wurden vereinigt zum D e u t s c h e n B u n d e. Was das für eine Einrichtung war, davon später.

E n g l a n d hat in diesem Kongresse den Ausschlag gegeben. Es hatte ohne viel Opfer seinen Zweck erreicht und einen ungeheuren Gewinn eingefackt. Nach seinen Bundesgenossen fragte es nichts. Frankreich war überwunden; aber zu schwach durfte es auch nicht werden, damit es immer ein Gegengewicht gegen Preußen bilden konnte. Preußen und Deutschland hatten gesiegt; aber zu stark durften sie ja nicht werden. So verlangte es die Lehre vom europäischen Gleichgewicht. Das ist englische Staatskunst bis auf den heutigen Tag.

Die Napoleonische Zeit war vorüber. Furchtbar hat das deutsche Volk und Land gelitten in diesen Jahrzehnten. Wieder einmal haben wir Deutsche — hoffentlich zum letztenmal — unser Land zum Kriegsschauplatz hergeben müssen, auf dem die Völker Europas ihre Händel ausgefochten haben. Wieder einmal haben Deutsche gegen Deutsche gekämpft; wieder einmal haben Deutsche auf allen Schlachtfeldern Europas — oft genug in fremdem Solde — gekämpft und geblutet. Die Opfer dieser Zeit an Gut und Blut sind so ungeheuer, daß man sie kaum ermessen kann; sie werden nur noch von den Opfern des Dreißigjährigen Krieges übertroffen. Allein nichts ist so schlimm, daß es nicht auch sein Gutes hätte. Das gilt auch von der Napoleonischen Zeit. Die 300 bis 400 Staaten und Stätchen, aus denen Deutschland vorher bestand, sind



durch Napoleon auf 30 zurückgeführt worden. Mit 30 Staaten läßt sich aber doch leichter eine Einheit zuwege bringen als mit 300 bis 400. So hat Napoleon der deutschen Einheit vorgearbeitet. Wohlgerne: gewollt hat er das natürlich nicht. Vielmehr hat er den Rheinbund als einen von Frankreich abhängigen Staat erhalten, den beiden Großstaaten Preußen und Osterreich gegenüberstellen und dadurch für alle Zeiten Deutschland spalten und schwach erhalten wollen. Aber wie oft muß aus dem, was die Menschen in böser Absicht beginnen, Gutes herauskommen! So ging's auch hier. — Und noch ein Gewinn kam aus der Franzosenzeit. Zuletzt waren doch alle deutschen Stämme zusammengestanden im Kampfe gegen den gemeinsamen Feind. Und da haben sie immer deutlicher gemerkt: wir gehören zusammen und müssen zusammenhalten! Es taugt nicht, daß wir ewig uneinig und zerspalten bleiben. Wir können auch nicht Weltbürger werden, wenn wir nicht vorher als deutsches Volk uns zusammengeschlossen und verbunden haben zu einem starken, einigen Staatswesen. Das haben wohl viele kluge und wohlmeinende Männer vorher schon gesagt. Aber durch die Kämpfe gegen Napoleon erst ist das in weitere Kreise gedrungen. Und wenn auch die Hoffnungen auf ein einiges deutsches Vaterland nicht in Erfüllung gegangen sind, so ist der Vorsatz doch fest geblieben im deutschen Volk:

„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,  
In keiner Not uns trennen noch Gefahr.“

Das war der Gewinn der Napoleonischen Zeit. Es war noch nichts Festes, noch nichts Greifbares; aber es war eine gute Verheißung für die Zukunft. Von da an ist die Frage der Einigung Deutschlands nicht mehr zur Ruhe gekommen.

Und was hat Frankreich seinem Napoleon zu verdanken? Im Innern vieles. Die französische Revolution hätte in einer ungeheuren Verwirrung geendet, wenn nicht dieser Gewaltmensch gekommen wäre und Ordnung hineingebracht hätte. Auch hat er seinem Lande viele vorzügliche Gesetze gegeben. Diese haben auch in den damals französischen deutschen Landen links vom Rhein gegolten so lange, bis im Jahr 1900 das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch eingeführt worden ist. Aber nach außen ist Napoleons Regierung auch für sein eigenes Land nicht heilsam gewesen. Denken wir nur an die ungeheuren Menschenopfer, die seine endlosen Kriege das Land gekostet haben! Und die Franzosen haben nichts daraus gelernt. Seit Napoleons Zeiten ist ihnen die „gloire“, der kriegerische Ruhm, der Ruhm des Eroberers, immer als das Höchste erschienen. Von Napoleon an ist das fran-



zöfische Volk immer eine Beunruhigung für seine Nachbarn geworden; immer bereit, Eroberungen zu machen und andere mit Krieg zu überziehen. Und wenn es auch den Weltkrieg angefangen hat mit großen Eroberungsabsichten, so ist auch das zuletzt eine Folge des Napoleonischen Geistes. Das ist wie eine Krankheit, die an einem Volke zehrt; sie war schon vorher da im französischen Volk — denke man nur an Ludwig XIV.! — aber sie ist durch Napoleon aufs äußerste gesteigert worden und steckt jetzt noch den Franzosen in Fleisch und Blut. Poincarés Politik ist die Fortsetzung der Napoleonischen.

## 7. Der Deutsche Bund. Verfassungskämpfe.

Das deutsche Volk soll sich zusammenschließen zum deutschen Staat. Es soll die Glieder, die bisher draußen gewesen sind — vor allem Elsaß-Lothringen — sich angliedern; es soll stark sein und werden nach außen, aber andere Völker nicht unterdrücken. Es soll im Innern blühen und gedeihen: die Wissenschaften, die Erwerbszweige aller Art, Landwirtschaft, Gewerbe, Handel, Schifffahrt sollen sich heben. Zu dem Zwecke sollen sich alle Länder und Staaten, alle Fürsten und Stämme des Reiches stellen unter e i n Haupt, den deutschen Kaiser. Das alte deutsche Kaisertum des Mittelalters soll wieder erneuert werden in anderer Gestalt. Aber Kaiser und Fürsten und ihre Beamten sollen nicht a l l e i n regieren; sondern auch das Volk soll mittun. Wie es mitgetan und sein Bestes geleistet hat bei der Vertreibung des Feindes aus dem Lande, so soll es auch in Zukunft mittun bei der Gesetzgebung und Regierung.

So etwa haben Männer wie Stein, Arndt, Blücher, Gneisenau und viel andere treffliche Männer in Deutschland gedacht. Das sollte die Frucht der Befreiungskriege sein: ein neues Deutschland.

Aber was ist zustande gekommen? D e r D e u t s c h e B u n d. Das war ein Zusammenschluß der deutschen Staaten, aber ohne Kraft und ohne Wert. Die Kraft eines Staates nach außen ruht in einem starken, schlagfertigen Heere. Das fehlte im Deutschen Bund. Zwar gab's dem Namen nach ein Bundesheer; allein es fehlte die einheitliche Einrichtung und die einheitliche Leitung. Wenn aber in einem Staate die allgemeine Wehrpflicht ist und in andern eine andere Einrichtung, wenn die Soldaten in einem Staate dieses, im andern jenes Gewehr haben, wenn die Einübung und die Gefechtsweise ganz verschieden ist, wenn im Ernstfall keine gemeinsame, einheitliche Oberleitung da ist und das alles nicht schon im Frieden vorbereitet wird, so kann im Krieg niemals etwas



Gescheites dabei herauskommen. So hat es tatsächlich wohl ein österreichisches, preussisches, bayrisches, württembergisches Heer gegeben; aber kein deutsches. Auch die Zusammensetzung des Deutschen Bundes war ganz seltsam. Zum Deutschen Bunde gehörte auch Holstein. Nun war aber der König von Dänemark Herzog von Holstein; daher war er auch Mitglied des Deutschen Bundes. Genau so war es bei Hannover: der König von England war zugleich König von Hannover und daher Mitglied des Deutschen Bundes. Auch Luxemburg gehörte zum Bunde; aber der König von Holland war Großherzog von Luxemburg; auch er war im Deutschen Bunde. Diese auswärtigen Herrscher von Dänemark, England, Holland durften also hineinreden in die deutschen Angelegenheiten. Das war schlimm; denn sie hatten natürlich nicht Deutschlands Wohl im Auge. Dagegen war weder Preußen noch Österreich für alle seine Länder im Deutschen Bunde. Die ganze ungarische Reichshälfte gehörte nicht herein, auch nicht Österreichs italienische Besitzungen. Und in Preußen gehörte Ost- und Westpreußen und Posen nicht zum Bunde. Das war auch schlimm. Auf diese Weise hatten diese beiden größten Mächte noch außerdeutsche Angelegenheiten, die ihnen unter Umständen wichtiger waren als die deutschen.

Eine Bundesregierung gab's nicht. Nur einen Bundestag, der in Frankfurt am Main zusammentam. Er bestand aus den Gesandten der einzelnen Staaten. Diese berieten dort über alle möglichen Dinge; allein in wichtigen Dingen konnte ein Beschluß nur dann zustande kommen, wenn alle dafür waren. Wenn auch nur in einem Gemeinderat einer Dorfgemeinde eine solche Bestimmung vorhanden wäre, was wäre die Folge? Doch wohl die, daß in allen wichtigen Dingen gar kein Beschluß zustande käme. Dieser Bundestag war die einzige Vertretung des Bundes; er war nicht mehr wert als vor alters der Regensburger Reichstag.

Auch sonst fehlte es im Innern an allem, was zur Einheit gehört. Reiste man nur von Württemberg nach Baden oder Bayern, so merkte man gleich an der Grenze: jetzt kommen wir ins Ausland. Denn an der Grenze hieß es Zoll zahlen. Und kam man in den Norden, so merkte man's noch an anderen Dingen: da war anderes Geld, anderes Maß, anderes Gewicht. Die Zollschranken und die Verschiedenheiten in Münze, Maß und Gewicht waren für den Handel innerhalb und außerhalb des Landes eine ungeheure Erschwerung. Das war schlimm. Unser deutsches Vaterland war recht verarmt in diesen langen Kriegsjahren. Wie gut wär's da gewesen, wenn Gewerbe und Landwirtschaft und Handel hätten recht tüchtig getrieben werden können, damit auch wieder Geld ins Land gekommen wäre. Aber wie war das möglich bei diesen



staatlichen Einrichtungen? Dazu kam, daß England so großen Gewinn aus dem Kriege gezogen hatte. Dort blühten jetzt alle Gewerbe; denn das Land hatte Kohlen und Eisen in Menge und alles andere brachten ihnen ihre Schiffe. Die Festlandssperre hatte natürlich auch aufgehört. So konnten die Engländer alle ihre Waren ins deutsche Land verkaufen: Maschinen, Messer und Scheren und wollene und baumwollene Tücher usw. — und die Deutschen konnten's mit ihnen nicht aufnehmen.

Die Engländer haben damals in unserem eigenen Lande unserem Gewerbe und unserem Handel geschadet. Und in anderen Ländern über der See drüben konnten wir's vollends nicht mit ihnen aufnehmen. Denn gerade zur See war Deutschland auf dem Wiener Kongreß sehr schlecht weggekommen. Preußen war wohl an der Ostsee und hatte dort seine Hafenstädte. Aber zwischen Ost- und Nordsee liegt Schleswig-Holstein, und das war in der Hand der Dänen. Und an der Nordsee selbst liegt Hannover, und das war ganz in Englands Hand; denn der König von Hannover war ja zugleich König von England. Ostfriesland mit Emden, das früher Preußen gehört hatte, hatten die Preußen an Hannover abtreten müssen. So lag bloß ein kleines schwaches deutsches Ländchen an der Nordsee: Oldenburg, und daneben die zwei Hansestädte Bremen und Hamburg. Aber den stärksten deutschen Staat, Preußen, hatten die Engländer von der Nordsee weggedrückt und auf die Ostsee beschränkt. Von da aber führen nur die Meerengen Sund, Großer Belt und Kleiner Belt, Kattegatt und Skagerrak in die Nordsee — und die gehörten den Dänen, Schweden und Norwegern. Wollte Preußen Handel zur See treiben, so war's ganz angewiesen auf die Gnade der anderen, vor allem der Engländer; denn Kriegsschiffe hatte es auch nicht.

So blieb unser Deutschland noch lange Zeit ein armes Land, so fleißig seine Bewohner auch gewesen sind. Und viele Leute sagten: „Ich komme nicht voran, wenn ich noch so fleißig und sparsam bin. Vielleicht ist's in einem anderen Land besser.“ Und weil sie so viel von Amerika hörten, so wanderten viele dorthin — da konnten sie es schon zu etwas bringen. Aber dort drüben gab's auch böse Leute genug; und wenn ein Deutscher von irgendeinem Spitzbuben betrogen und um sein Vermögen gebracht worden war, und er ging vor den Richter und suchte Hilfe, so dachte dieser: „Ach, das ist ja nur ein Deutscher“ — und half ihm nicht. Pasfierte so etwas einem Engländer, so ging er zu seinem Gesandten und klagte es ihm; da war bald geholfen. Deshalb hat sich auch kein Amerikaner gegen einen Engländer etwas herausgenommen. Der Deutsche aber war hilflos, schutzlos und machtlos; denn es war drüben kein deutscher Gesandter, der sich seiner angenommen hätte. Da dachten viele Deutschen: „Es ist am besten, wir lassen's uns gar nicht anmerken, daß wir Deutsche



sind. Wir wollen nur noch englisch sprechen, einen englischen Namen annehmen, uns zu amerikanischen Bürgern machen lassen, dann kommen wir viel besser durch.“ So geschah's, und Tausende und aber Tausende der besten deutschen Bürger sind dem deutschen Volk und Vaterland dadurch verloren gegangen. Was war schuld? Nichts als die Schwachheit und Ohnmacht des deutschen Vater- und Mutterlandes.

Aber wir fragen: warum hat man's denn nicht anders gemacht beim Wiener Kongreß und das deutsche Land nicht anders eingerichtet? Das hatte allerlei Ursachen. Fürs erste war's ein europäischer, nicht ein deutscher Krieg gewesen. Darum haben auch in Wien alle europäischen Mächte mitgeredet und mitbeschlossen. Aber den andern war dran gelegen, daß Deutschland schwach blieb. Alle die andern, die Franzosen, Engländer, Russen, Schweden usw. hatten Jahrhunderte lang den größten Nutzen davon gehabt, daß das Land in der Mitte, Deutschland, so schwach und uneinig und ohnmächtig war. Diesen Gewinn wollten sie doch nicht verlieren. So waren denn alle diese, vor allem die Engländer und die Russen und auch die Franzosen — denn diese durften ja leider auch mitreden — darauf aus: Deutschland muß schwach und arm bleiben. Die Engländer vor allem sagten: kein deutsches Land darf zur See stark werden, vor allem Preußen nicht — und haben Preußen in die Ostsee eingesperrt. Aber wenn alle deutschen Staaten zusammengehalten hätten und hätten gesagt: wir wollen jetzt um jeden Preis einig sein und zusammenhalten, dann hätten die andern am Ende auch nichts machen können. Aber daran fehlte es, und das war nun der zweite Grund, warum es damals zu nichts kam. Wenn viele Staaten zusammentreten und wollen ein Staat werden, dann muß doch ein Staat an die Spitze treten! Wenn gar ein Kaiser an die Spitze treten soll, aus welchem Staat soll er sein? 350 Jahre lang waren die österreichischen Herrscher, die Habsburger, zugleich Kaiser von Deutschland gewesen. Aber dies Österreich war doch kein rein deutsches Land mehr, sondern da gehörten noch dazu die Tschechen und Polen und Ruthenen und Slowenen und Italiener und Kroaten und Ungarn usw. Gerade damals wären die Österreicher gerne noch weiter nach Osten vorgerückt und hätten das heutige Rumänien auch dazu erworben. Da war ihnen doch nicht so viel daran gelegen, daß das deutsche Volk einig werde. Denn der Kaiser von Österreich und seine Staatsmänner wußten wohl: wenn wir das deutsche Volk stark und einig machen wollen, dann nehmen's uns unsere Tschechen und Polen und Slowaken usw. übel; dann bekommen wir mit denen eitel Schwierigkeiten. Dann hätten sie freilich sagen sollen: wir Österreicher wollen lieber nicht die ersten sein im neuen Bund, damit doch etwas Rechtes



zustande kommt. Aber wenn einer einmal 350 Jahre lang am ersten Platz gestanden ist, dann will er nicht wieder an den zweiten Platz treten. So wollten die Österreicher wohl die ersten sein im Deutschen Bund und im Bundestag in Frankfurt den Vorsitz führen — aber Deutschland wirklich einig und stark machen, das wollten sie nicht. Aber der andere Großstaat Preußen — hätte der nicht an die Spitze treten können? Der war doch ganz deutsch bis auf die Polen, die in Westpreußen und Posen wohnen. Und die Preußen hatten doch das Meiste und Größte getan, um Deutschland von den Franzosen zu befreien. Sie hatten die Schlachten bei Großbeeren und Dennewitz, an der Katzbach und bei Wartenburg gewonnen; sie haben bei Leipzig das Beste getan und dem Wellington bei Belle-Alliance aus der Patsche geholt. Hätten sie nicht sollen an die Spitze treten? Das wäre gewiß das Beste gewesen. Allein sie hätten die Österreicher geradezu dazu zwingen müssen. Und nicht bloß die Österreicher, sondern auch die Fürsten der deutschen Klein- und Mittelstaaten. Denn diese sind ja durch Napoleon erst souverän, das heißt völlig selbständig und unabhängig geworden. Hätten sie sich aber unter Preußen hinuntergegeben, dann hätten sie schon ein gut Teil von ihrer Selbständigkeit wieder darangeben müssen. Das wollten sie nicht. Dazu haben die süddeutschen Staaten immer noch mehr an Österreich gehangen als an Preußen. Das macht schon die Stammesverwandtschaft; auch haben viele Badener, Hessen, Württemberger, Bayern, namentlich aus adeligen Familien, in Österreich als Offiziere gedient. Bei den Bayern hat auch das gleiche Glaubensbekenntnis viele angezogen. Kurzum: auch die Fürsten der deutschen Klein- und Mittelstaaten hätten damals gar keine Lust gehabt, sich unter Preußen zu fügen. König Wilhelm I. von Württemberg, der doch ein sehr gescheiter Mann war, sagte einmal ganz offen: „Einem Hohenzollern unterwerfe ich mich nicht.“ Da hätte also Preußen Österreich und die Kleinstaaten mit den Waffen zwingen müssen; das aber konnte und wollte Friedrich Wilhelm III. nicht.

Also, wie wir sehen, sind es zwei Gründe gewesen, warum es damals zu nichts Besserem kam als zum Deutschen Bund. Der erste war das Hineinreden der Fremden und ihre Mißgunst; der andere war die alte Uneinigkeit der Deutschen, diesmal aber der Fürsten und ihrer Regierungen. Auch Preußen war an der Einigung nicht viel gelegen; denn es war seit Friedrich dem Großen eine Großmacht und konnte gut für sich allein stehen. Der Gedanke der Einigung Deutschlands lebte überhaupt nicht bei den Fürsten und ihren Regierungen, sondern in dem gebildeten Teile des deutschen Volkes, vor allem in den Klein- und Mittelstaaten. Denn sie sahen klar, woher die Schwäche Deutschlands kam. Abermals



hätte Deutschland der Kriegsschauplatz sein müssen, auf dem die Völker Europas ihre Händel austrugen. Die Frage: wem soll die Weltherrschaft zufallen, England oder Frankreich? war auf deutschem Boden und mit deutschem Blute zugunsten Englands entschieden worden. Sollte es wieder so kommen? Sollte wieder Deutschland der Tummelplatz für die Völker Europas werden? Das ließ sich nur vermeiden, wenn Deutschland einig und stark wurde. Daß es dazu nicht kam, war überaus schmerzlich für alle die Männer, die so Großes geleistet hatten, und deren Seele brannte für ihres Volkes Einigkeit und Größe: für einen Stein und Arndt, Blücher und Gneisenau und so viele andere! Stein ist ganz unglücklich darüber gewesen und hat sich ganz vom öffentlichen Leben auf sein Schloß zurückgezogen. Aber er hat eben auch nicht angeben können, wie man über den Gegensatz zwischen Preußen und Oesterreich hinüberkommt.

Wir erinnern uns, daß Stein in Preußen Provinziallandtage einführen wollte. Es sollten der Regierung der Provinzen gewählte Männer aus allen Ständen zur Seite stehen und sie beraten. Diese Einrichtung sollte schließlich auf das ganze Land übertragen werden. Dem König und der Regierung sollte eine Versammlung von gewählten Männern zur Seite stehen, die mitwirken sollten bei der Gesetzgebung und Regierung. Dazu kam's aber damals bei seiner kurzen Amtsführung nicht mehr. Es gab auch in Preußen nicht wenig maßgebende Persönlichkeiten, die allen solchen Neuerungen abgeneigt waren. Sie sahen das alles als ein Stück Revolution wie die französische an; daß die Revolution auch viel Gutes hatte, erkannten sie nicht. Sie setzten allen derartigen Neuerungen größten Widerstand entgegen.

In den Befreiungskriegen hatte das Volk, vor allem das preussische, doch unendlich viel geleistet und Gut und Blut hergegeben. Da konnten die Leute doch auch erwarten, daß sie in Zukunft nicht mehr bloß von oben herunter regiert würden, sondern, daß sie selbst mitsprechen dürften, daß also die Rechte von Fürst und Volk genau gegeneinander abgegrenzt und in einem Staatsgrundgesetz, der *V e r f a s s u n g*, niedergelegt würden. Daher haben viele Leute in Deutschland gehofft: wenn wir Frieden haben, bekommen wir eine Verfassung. Im Wiener Kongreß wurde auch ausdrücklich eine Verfassung für alle deutschen Länder verheißen. Für Preußen hatte Friedrich Wilhelm III. am 22. März 1815 vom Wiener Kongreß aus feierlich „die Berufung einer aus den Provinzialständen gewählten Vertretung des Volkes“ zugesagt.

In den kleineren deutschen Staaten kam es auch zu Verfassungen. In Württemberg hatte schon König Friedrich I., der doch ein rechter Herrscher war, im Jahr 1816 seinem Volke eine



recht freisinnige Verfassung geben wollen; und nur weil er unveränderte Annahme verlangt hatte, war nichts daraus geworden. Sein Sohn Wilhelm I. hat das Verfassungswerk weiter fortgeführt, und nach mancherlei Kämpfen und Schwierigkeiten kam es auch im Jahr 1819 zum Abschlusse. Neben die Regierung trat in dieser Verfassung eine *Volksvetretung*, bestehend aus zwei Kammern. In der ersten Kammer hatten die Prinzen des königlichen Hauses und die früher reichsunmittelbaren Fürsten und Grafen, sowie eine Anzahl vom König ernannter Mitglieder Sitz und Stimme. In der zweiten Kammer saßen die vom Volke gewählten Abgeordneten, Vertreter der Kirchen und der Universität sowie des ritterschaftlichen Adels. Diese Verfassung hat in der Hauptsache bis zum Jahre 1918 bestanden. Auch in andern Klein- und Mittelstaaten, so Baden, Bayern, Hessen, Sachsen, thüringische Staaten kamen Verfassungen zustande. Dagegen kam's gerade in den großen Staaten Preußen und Oesterreich nicht dazu. In Oesterreich war der erste Minister Metternich und sein Kaiser Franz I. der Ansicht, daß alles Übel der letzten Jahrzehnte von der französischen Revolution herrühre. Diese aber hat ja dem Volke Rechte in der Gesetzgebung und Regierung gegeben und ist von dem Gedanken ausgegangen, daß alle Gewalt vom Volke ausgehe. Deshalb müsse man sich, so meinten diese Herren, sehr hüten, dem Volke weitere Rechte einzuräumen. Metternich hat nicht daran gedacht, daß die französische Revolution wohl gar nicht gekommen wäre, wenn Ludwig XIV. und XV. nicht bloß von oben herunter regiert, sondern die Staatsbürger hätten auch mittun lassen. Aber dafür hatte er kein Verständnis; er blieb darauf: nur keine weiteren Rechte. Metternich aber stand damals in hohem Ansehen, auch in Preußen; hat doch Friedrich Wilhelm III. einmal seinem Gesandten den Auftrag gegeben, er möge Metternich sagen: er, der König von Preußen, sehe ihn auch als seinen Minister an. Und in Preußen gab es auch hohe Beamte, die glaubten: man darf durchaus keine weiteren Rechte geben; sonst fängt der Thron des Königs an zu wackeln. Friedrich Wilhelm war ein ängstlicher Herr und konnte sich nicht zu einer Verfassung entschließen. Aber es war doch sehr schlimm, daß gerade die beiden führenden Staaten keine solche einführten; und dem Ansehen des preussischen Königtums hat es ganz ungemein geschadet, daß das feierlich gegebene königliche Wort nicht war eingelöst worden.

Das hat bei vielen Leuten sehr böses Blut gemacht. Es hat geheißt: der König sollte doch mehr Vertrauen zu seinem Volke haben, das im Krieg so Großes geleistet hat. Wir haben Einheit erhofft — und sie ist nicht gekommen; wir haben Freiheit erwartet, und nun kommt sie auch nicht. Es waren wahrlich nicht die Schlechtesten, die so dachten.



Vor allem unter der gebildeten Jugend, die auf den Hochschulen studierte und von denen sehr viele in den Befreiungskriegen mitgekämpft hatten, entstand ein ganz energisches Streben nach Einheit und Freiheit. Die Studenten, die diese Gesinnung hatten, haben sich in einer Gesellschaft zusammengeschlossen, der sie den Namen *Burschenschaft* gaben. Das ist zuerst in Jena und dann auch auf andern deutschen Hochschulen geschehen. Die Studenten, die zur Burschenschaft gehörten, trugen rote Mützen und schwarz-rot-goldene Bänder. Am Jahrestag der großen Völkerschlacht, am 18. Oktober 1817, kamen auf der Wartburg



Das Wartburgfest (18. Oktober 1817)

einige hundert Studenten zusammen zu einem Feste. Es war ein schönes Fest, und die Studenten waren erfüllt von einem recht vaterländischen und zugleich frommen und christlichen Geiste. Am Abend fand noch eine kleine Feier auf einer benachbarten Anhöhe statt. Da wurden etliche Bücher, verfaßt von so überängstlichen Leuten, die dem Volke gar keine Rechte geben wollten, ins Feuer geworfen, und zugleich ein hessischer Zopf, ein Korporalstock und ein preussischer Gardistenschnürleib; das waren Sinnbilder einer rückschrittlichen Gesinnung, und darum wurden sie dem Feuer übergeben. Das war nun ein ganz harmloser Studententul; aber gleich gab's wieder überängstliche Leute, die riefen: da seht ihr den aufrührerischen Geist unter den Studenten! Dagegen muß man einschreiten. Namentlich ist's ein russischer Staatsrat Kozebue gewesen, ein Mann, der viel schlechte Theaterstücke geschrieben hat, der die Hoch-



schulen als Brutstätten einer aufrührerischen Gesinnung bezeichnet hat. Damit tat er den Studenten bitteres Unrecht. Viele unter ihnen haben einen Haß auf diesen Mann geworfen, den sie als einen Feind der Macht und Größe des deutschen Vaterlandes ansahen. Und bei einem unter ihnen, dem Studenten Karl Sand, wurde dieser Haß so groß und so tief, daß er halb verrückt darüber wurde und beschloß, Kozebue aus dem Wege zu schaffen. Er reiste nach Mannheim, wo Kozebue damals wohnte, verschaffte sich Einlaß bei ihm und stieß ihn mit einem Dolche nieder. Das war im März 1819. Man kann daraus sehen, was für eine Verbitterung und Enttäuschung über weite — und gerade die besten — Kreise des deutschen Volkes gekommen war, wenn es zu einer solchen Tat kommen konnte. Sand wurde hingerichtet.

Diese Tat hat dem Metternich und seinen Gesinnungsgenossen einen erwünschten Anlaß gegeben, gegen alle freien Regungen einzuschreiten. Über staatliche und politische Dinge selbst denken, vollends reden und schreiben — das galt ihm schon als staatsgefährlich; die Untertanen sollten nur alles nehmen, wie man es ihnen darbot. Und in Preußen gab es auch viel Leute, die schon früher mit den Neuerungen Steins nicht einverstanden gewesen waren, aber nur damals nichts hatten sagen können. Sie regten sich jetzt gewaltig; und der König war ängstlich und mißtrauisch gegen alle Neuerungen und ließ sich von diesen Leuten ins Bockshorn jagen. Sand hatte allein gehandelt; Mitwisser ließen sich nicht nachweisen. Aber man vermutete gleich eine große Verschwörung, und es gab eine peinliche Untersuchung an allen Hochschulen. Die Burschenschaften wurden aufgelöst, die Farben schwarz-rot-gold verboten, die Professoren unter eine Aufsicht gestellt. Auch wurde überall eine strenge Zensur eingeführt. Was das ist, haben wir im Krieg gesehen. Da müssen die Zeitungen alles, was sie drucken, vor der Veröffentlichung der Militärbehörde vorlegen, die alles streichen kann, was ihr ungeeignet erscheint. So etwas ist im Krieg notwendig. Damals aber wurde eine strenge Zensur auch im Frieden eingeführt. Wie anders war das als zur Zeit des großen Königs Friedrich! Er hat ausdrücklich einmal gesagt: „Gazetten (d. h. Zeitungen) dürfen nicht geniert werden“ — und jetzt, ein halbes Jahrhundert nachher, hat man den Zeitungen solche Fesseln angelegt. Ernst Moriz Arndt, dieser treffliche deutsche Mann, war damals Professor an der Hochschule in Bonn. Auch er ist in eine Untersuchung verwickelt worden und zuletzt hat man ihm die Vorlesungen untersagt! Nicht besser ging's dem Turnvater Jahn und noch manchem unserer besten Männer! Solches hat man gerade denen getan, die die größten Verdienste um den Sturz der Franzosenherrschaft und um das Vaterland hatten!



So viele Opfer waren gebracht worden. Aber alles umsonst: denn es ward nicht nur nichts besser, sondern vieles schlimmer denn zuvor. Dem haben auch manche deutschen Dichter ergreifenden Ausdruck gegeben. So Ludwig Uhland in seinem herrlichen Gedichte:

Am 18. Oktober 1816.

Wenn heut ein Geist herniederstiege,  
zugleich ein Sänger und ein Held;  
ein solcher, der im heil'gen Kriege  
gefallen auf dem Siegesfeld,  
der sänge wohl auf deutscher Erde  
ein scharfes Lied, wie Schwertesstreich;  
nicht so, wie ich es künden werde,  
nein, himmelskräftig, donnergleich:

„Man sprach einmal von Festgeläute,  
man sprach von einem Feuermeer;  
doch, was das große Fest bedeute,  
weiß es denn jetzt noch irgend wer?  
Wohl müssen Geister niedersteigen,  
vom heil'gen Eifer aufgeregt,  
und ihre Wundenmale zeigen,  
daß ihr darein die Finger legt.

Ihr Fürsten! seid zuerst befraget:  
Vergast ihr jenen Tag der Schlacht,  
an dem ihr auf den Knien laget  
und huldigtet der höhern Macht?  
Wenn eure Schmach die Völker lösten,  
wenn ihre Treue sie erprobt,  
so ist's an euch, nicht zu verträsten,  
zu leisten jetzt, was ihr gelobt.

Ihr Völker! die ihr viel gelitten,  
vergast auch ihr den schwülen Tag?  
Das Herrlichste, was ihr erstritten,  
wie kommt's, daß es nicht frommen mag?  
Zermalmt habt ihr die fremden Horden,  
doch innen hat sich nichts gehellt,  
und Freie seid ihr nicht geworden,  
wenn ihr das Recht nicht festgestellt.



Ihr Weisen! muß man euch berichten,  
 die ihr doch alles wissen wollt,  
 wie die Einfältigen und Schlichten  
 für klares Recht ihr Blut gezollt?  
 Meint ihr, daß in den heißen Gluten  
 die Zeit, ein Phönix, sich erneut,  
 nur um die Eier auszubruten,  
 die ihr geschäftig unterstreut?

Ihr Fürstenrät' und Hofmarschälle  
 mit trübem Stern auf kalter Brust,  
 die ihr vom Kampf um Leipzigs Wälle  
 wohl gar bis heute nichts gewußt,  
 vernehmt! an diesem heut'gen Tage  
 hielt Gott der Herr ein groß Gericht.  
 Ihr aber hört nicht, was ich sage,  
 ihr glaubt an Geisterstimmen nicht.

Was ich gesollt, hab ich gesungen,  
 und wieder schwing ich mich empor;  
 was meinem Blick sich aufgedrungen,  
 verkünd' ich dort dem sel'gen Chor:  
 Nicht rühmen kann ich, nicht verdammen,  
 untröstlich ist's noch allerwärts:  
 doch sah ich manches Auge flammen  
 und klopfen hört ich manches Herz."

## 8. Die Zeit von 1820 bis 1848: Kampf um Freiheit und Einheit.

Die Sehnsucht nach der Größe des deutschen Vaterlandes war nicht mehr aus den Herzen hinauszutreiben. Zwei Schwaben waren es, die ihrer Zeit weit vorausgeeilt sind, wie Propheten in die Zukunft geblickt und den richtigen Weg zur Einigung gezeigt haben. Die schwierigste Frage war immer die gewesen: Österreich oder Preußen? Da hat nun der Württemberger Paul Pfizer in einem Buche: „Briefwechsel zweier Deutschen“ es zum erstenmal klar und deutlich gesagt: trotz den Fehlern, die Preußen in letzter Zeit gemacht hat, muß es an die Spitze Deutschlands treten, und Österreich muß ausscheiden. Das hat er auch in herrlichen Gedichten ausgesprochen. So vor allem in dem Gedichte:



Einst und jetzt.

Meiner Heimat Berge dunkeln,  
flutend in der Wälder Grün;  
und gleich Heldenaugen funkeln  
Sterne, die darüber glühn.  
Dämmernd Licht umfließt die Wipfel,  
wo das hehre Schweigen thront;  
Hohenstaufens schlanken Gipfel  
krönt, ein Geisterfürst, der Mond.

Hohenstaufen, sel'ge Sterne!  
beide Friedrich, Konradin!  
Schaut ihr aus verhüllter Ferne  
jetzt nach eurer Wiege hin?  
Schweb herab aus ihrer Wolke,  
Liederfrühling, Waffenklang!  
Über dem verwaisten Volke  
tönt erweckenden Gesang!

Rühner Rotbart! nicht gestorben  
bist ja du, du schlummerst nur,  
wo um Heil das Schwert erworben,  
suchend des Erlösers Spur;  
aber in der Zauberhöhle  
hält dich harter Schlaf gebannt;  
wann erwachst du, Heldenseele,  
fliegst, ein Sturm, verjüngt durchs Land?

Kaiser Karl! von dem sie sagen,  
daß noch oft dein Banner rauscht,  
wenn du fliegst im Wolkenwagen  
und dein Volk dem Siegesruf lauscht,  
wo bist du? Den Ruf zum Siege  
freilich hört kein Deutscher mehr;  
und der Glaube ward zur Lüge,  
harrt umsonst der Wiederkehr.

Und du heiligster der Schatten,  
Hermann! der als Opfer fiel;  
Deutschlands sterbendes Ermatten  
treibt dich's nicht vom blut'gen Pfahl?



Sagt man doch: Erschlagne kehren  
wieder, bis ihr Geist versöhnt;  
kannst du ruhen, statt zu wehren,  
wo man deinen Schatten höhnt?

Doch die Helden sind geschieden,  
die Vergangenheit ist tot!  
Seele, von des Grabes Frieden  
wende dich zum Morgenrot,  
gleich dem Ar, der einst entflohen  
Staufens Nachbar, und im Flug  
Zollerns Ruhm bis an die Wogen  
des entleg'nen Ostmeers trug!

Abler Friederichs des Großen!  
Gleich der Sonne, decke du  
die Verlass'nen, Heimatlosen,  
mit der goldnen Schwinge zu!  
Und mit mächt'gem Flügelschlage  
triff die Eulen, Rab' und Weih'!  
Stets empor zum neuen Tage,  
Sonnenaug, kühn und frei!

Der andere aber war Friedrich List aus Neutlingen. Dort sehen wir auf dem Bahnhofsplatz sein Denkmal. Wer war dieser Mann? Einer, der ein glühendes Herz gehabt hat für Deutschlands Macht und Größe, der in traurigen Zeiten alles das vorausgeschaut hat, was Deutschland groß und mächtig machen kann. Er war zuerst in jungen Jahren Professor in Tübingen und Landtagsabgeordneter. Da hat er in Frankfurt einen Verein deutscher Kaufleute gegründet und verlangt, daß die Zollschranken innerhalb Deutschlands fallen müßten; sonst könne kein Gewerbe gedeihen. Aber gerade damals — es war im Jahr 1819 — haben die deutschen Regierungen keine freien Äußerungen vertragen können. Er ward in Anklagezustand versetzt, seines Amtes enthoben und gegen alles Recht zu zehn Monaten Gefängnis verurteilt, die er auf dem Hohenasperg verbüßen sollte. Ein Teil der Strafe ward ihm erlassen, aber nur unter der Verpflichtung, daß er in drei Tagen Württemberg räume. So nahm er Weib und Kind und ging mit ihnen nach den Vereinigten Staaten. Dort ward er ein wohlhabender und hochgeachteter Mann. Ein anderer wäre an seiner Stelle drüben geblieben und hätte dem deutschen Vaterland, das ihm mit Undank gelohnt, für immer den Abschied gegeben. List nicht also. Die



Liebe zur Heimat hat ihn wieder herübergetrieben. Damals waren die Eisenbahnen drüben neu aufgefunden, und List hat gleich erkannt, von welcher ungeheurer Bedeutung diese für Deutschland wären. Wenn man die Erzeugnisse der Landwirtschaft und des Gewerbes könnte frei durch ganz Deutschland führen, statt sie langsam mit Wagen zu befördern und an jeder der vielen Grenzen Zoll zu bezahlen — was müßte das für einen Aufschwung im Gewerbe geben! Und so kam er herüber und hat unablässig in Rede und Schrift für den Bau eines großen deutschen Eisenbahnnetzes gewirkt. Viele haben ihn ausgelacht; aber bei andern hat's doch Anklang gefunden; und im Jahr 1837 ward die Bahn, für die er zuerst eingetreten war, von Leipzig nach Dresden eröffnet, und andere schlossen sich an. Und weitere großartige Gedanken hat er aufgetan: daß zwar innerhalb Deutschlands keine Zölle sein dürfen, aber nach außen müsse man Zölle haben, damit die nationale Arbeit geschützt werde. Deutschland müsse eine Kriegsflotte aufstellen, damit sein Seehandel geschützt sei; man müsse regelmäßige Dampfschiffahrtsverbindungen nach Amerika einrichten und den Strom der deutschen Auswanderung mehr nach Mittel- und Südamerika wenden, damit den Deutschen ihr Volkstum und ihre Sprache erhalten bleibe. Das und noch vieles andere hat List schon damals in den vierziger Jahren verlangt. Aber es ging ihm, wie es so oft den Männern geht, die ihrer Zeit vorausseilen. Er hat viel Widersacher gehabt, hat viel Undank geerntet, hat sein Vermögen verloren. Das aber hat ihn schwermütig gemacht, und so ist er im Jahr 1846 in Kuffstein freiwillig in den Tod gegangen. Er war ein Märtyrer für Deutschlands Macht und Größe. Aber die großen und guten Gedanken, die er ausgesprochen hat, sind nicht verloren gegangen.

Denn nach und nach hat sich's doch geregelt in Deutschland: noch nicht bei den Regierungen, wohl aber beim Volke. Denn wir Deutschen sind wohl etwas langsame Leute; aber wir sind zäh und ausdauernd, und endlich erreichen wir unser Ziel. Was uns zuerst wieder in die Höhe gebracht hat, das ist, wie nach dem Dreißigjährigen Krieg, unser Fleiß gewesen. Schon Napoleons Festlandssperre hat uns gelehrt, manches selbst zu verfertigen, was wir früher von auswärts bezogen haben: vor allem den Zucker; aber auch die Baumwollspinnerei und Weberei; in Sachsen ist Chemnitz das deutsche Manchester geworden. Haben wir nicht auch im Weltkrieg unter dem Drucke der Absperrung durch England vieles selbst erzeugen lernen, was wir vorher von auswärts einführen mußten? Stickstoff aus Luft, künstlichen Gummi, Brennesseltuch statt Baumwolltuch usw.? Maschinen, Dampfmaschinen vor allem, hat man früher ausschließlich von England kommen lassen; aber der West-



fale Harfort hat bald nach den Freiheitskriegen angefangen in der Nähe von Elberfeld eine Maschinenfabrik zu gründen. Er hat die ersten mechanischen Webstühle und 1825 die erste Dampfmaschine von 120 Pferdekraften erbaut; und bald darauf — 1832 — hat Friedrich Krupp in Essen mit zehn Arbeitern die Gußstahlfabrik angefangen, aus der jetzt das weltberühmte Werk geworden ist. Ebenso Borsig in Berlin.

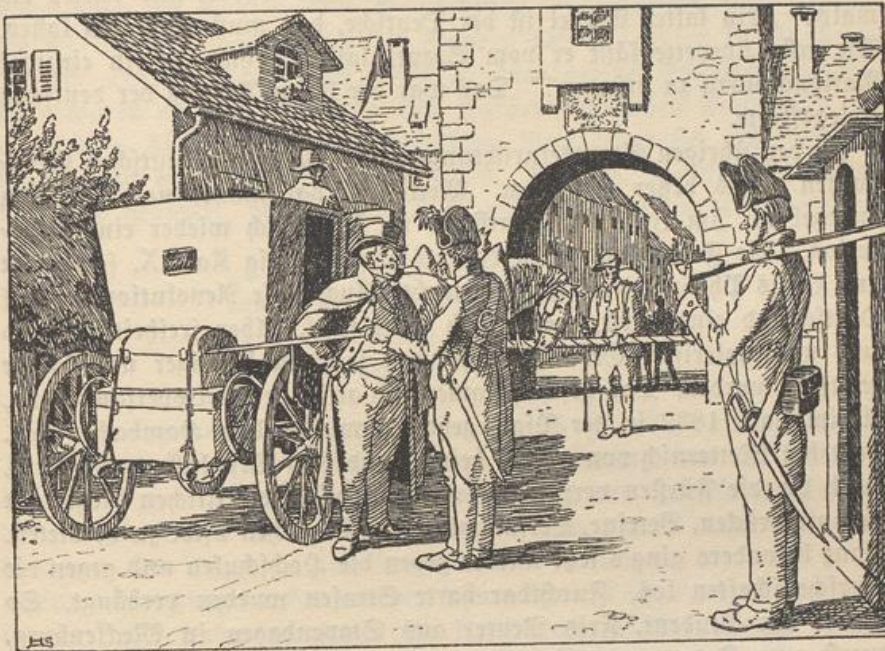
Und jetzt kamen auch die Eisenbahnen auf. Sie sind eine Erfindung des Engländers Stephenson. Zwar hat schon ein halbes Jahrhundert zuvor der fromme und in Mathematik und Physik geniale Schwabe Philipp Matthäus Hahn, Pfarrer in Scherdingen, den Dampfwagen erfunden; allein zur Ausführung fehlten ihm die Mittel, und niemand hat ihn verstanden. Die erste Eisenbahn in Deutschland — noch mit Pferdebetrieb — ist im Jahr 1830 zwischen Nürnberg und Fürth eröffnet worden; die zweite mit Lokomotive hat 1837 Leipzig und Dresden miteinander verbunden. In Württemberg ist die erste Eisenbahn im Jahr 1845 eröffnet worden: von Cannstatt nach Untertürkheim. Aber die Lokomotive konnte man nicht bei uns herstellen; man mußte sie von Nordamerika kommen lassen. Die Dampfschiffe sind schon früher erfunden worden. Daß die elektrische Kraft sich an einem Draht mit Blitzesschnelle weiterleiten läßt, das haben die deutschen Gelehrten Gauß und Weber entdeckt; wie man diese Kraft zur Übermittlung von Nachrichten verwerten könne, das hat der Amerikaner Morse herausgefunden. Und von den vierziger Jahren an haben auch bei uns in Deutschland die Telegraphen ihren Einzug gehalten.

Bei diesem Aufschwunge des Gewerbes und des Verkehrswesens konnte auch das alte Zollwesen unmöglich länger bestehen bleiben. Zuerst hat Preußen für sein Gebiet Zollfreiheit eingeführt, aber gegen das Ausland sich durch ziemlich hohe Zölle abgeschlossen. Der Deutsche Bund wollte in der Zolleinigung nichts tun. Aber die anderen deutschen Staaten sahen sich durch diesen Schritt genötigt, sich an Preußen anzuschließen: zuerst diejenigen, die mitten im preussischen Gebiet drin lagen, dann Hessen, Baden, Bayern, Württemberg und nach und nach auch die andern bis auf Oesterreich. Das geschah im Jahr 1834. Nun war doch Deutschland einmal wirtschaftlich geeinigt, und dieser Wunsch lists in Erfüllung gegangen. Das war ein großer Fortschritt.

Zur See trat freilich gerade in dieser Zeit die ganze jämmerliche Ohnmacht des Deutschen Bundes zutage. An der Küste von Nordafrika trieben nach dem Wiener Kongreß die Seeräuber von Marokko, die sogenannten Barbaren, ihr Unwesen. Mehrfach geschah es, daß preussische Schiffe von ihnen weggenommen wurden. Was wollte Preußen machen? Es hatte keine Kriegsschiffe. Da wandte es sich an England



um Schutz, das sich sonst viel auf seine gerechte Handhabung der Seepolizei zugute tat. Aber England wollte nichts tun; denn es war den Engländern ja ganz recht, wenn keine deutschen Schiffe ins Mittelmeer kamen. Ja noch mehr: im Jahr 1817 erschienen nordafrikanische Seeräuber dicht vor den deutschen Häfen und nahmen im Angesichte der deutschen Küste zwei hamburgische, ein lübeckisches und ein oldenburgisches Schiff weg. Der Deutsche Bund konnte nichts tun und riet den



Zollschranken

Needern sich unter den Schutz fremder Flaggen zu stellen. Ja, noch fünf- undzwanzig Jahre später, 1841, konnten die marokkanischen Seeräuber es wagen, zwei Schiffe auszurüsten, um die wieder im Mittelmeer sich zeigenden deutschen Schiffe wegzunehmen. Und kein Schutz war da! Und doch hat es damals schon angefangen, sich zum Bessern zu wenden. Im Jahr 1837 starb der englische König Wilhelm IV., ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen. Es folgte ihm auf dem Thron seine Nichte Viktoria. In Hannover aber galt die weibliche Thronfolge nicht; da folgte der Bruder ihres Vaters, Ernst August. Das war zwar auch ein englischer Prinz; aber damit wurde die unglückliche Verbindung von Hannover mit England gelöst. Das war ein großer Glücksfall. Und



ein weiterer wichtiger Schritt geschah in Preußen. Im Jahr 1842 ward in Stettin ein Schulschiff zunächst für die preussische Handelsmarine gebaut; aber der König ordnete an, daß dieses Schiff die preussische Kriegsflagge zu führen habe. Im Jahr 1843 ward diese erste Korvette — so hat man solche Kriegsschiffe genannt — vom Stapel gelassen. Es geschah ganz in der Stille, und wenig Leute merkten's. Einer aber merkte es; das war wieder der große Keutlinger Friedrich List. Er sah, wie hier der Anfang zu einer Kriegsflotte gemacht wurde, und schrieb damals: „Ein kalter Michel ist der Deutsche, das muß man ihm lassen. Die erste Korvette läßt er vom Stapel laufen, ohne ihr ein einziges Nationalhurra zu bringen!“ Das war der kleine Anfang der deutschen Kriegsflotte.

In den übrigen Staatseinrichtungen aber ist in den deutschen Großstaaten nichts besser geworden. Metternich hat immer noch den Ton angegeben. Im Juli 1830 entstand in Frankreich wieder eine Revolution. Die Franzosen haben damals ihren König Karl X. fortgejagt und Louis Philipp zum König gemacht. Auch diese Revolution hat auf Deutschland eingewirkt, wenn auch nicht stark. Aber freiheitliche und auch umstürzlerische Gedanken sind von jetzt an häufiger und lauter geäußert worden. Das geschah namentlich auf einer Volksversammlung, die im Jahr 1832 in der Pfalz gehalten wurde, dem Hambacher Fest. Jetzt hat Metternich von neuem beim Bundesrat Beschlüsse durchgesetzt, durch die die Fürsten verpflichtet wurden, alle freiheitlichen Regungen zu unterdrücken, Vereine, Versammlungen, Abzeichen usw. zu verbieten. Ganz besonders ging's jetzt wieder gegen die Hochschulen und gegen die Burschenschaften los. Furchtbar harte Strafen wurden verhängt. So wurde ein Student, Fritz Reuter aus Stavenhagen in Mecklenburg, zuerst zum Tode verurteilt, dann zu dreißigjährigem Gefängnis begnadigt: warum? weil er die Farben schwarz-rot-gold getragen hatte. Sieben Jahre hat er absitzen müssen; dann wurde ihm der Rest der Strafe geschenkt. Aber er kam heraus als ein gebrochener Mann; und nachdem er allerlei Berufe versucht hatte, hat er's mit Schriftstellerei probiert und ist ein ganz vortrefflicher plattdeutscher Dichter und Schriftsteller geworden. Und wie ihm, so ist's noch vielen anderen gegangen. Auch in Württemberg haben damals viele Studenten auf dem Hohenasperg sitzen müssen, weil sie Mitglieder der Burschenschaft gewesen sind. Doch sind solch harte Strafen bei uns nie verhängt worden; denn König Wilhelm I. war sehr einsichtig. Er hätte am liebsten alle diese Verfolgungen unterlassen; aber er stand eben auch unter dem Zwang Metternichs und des Bundestages. — Auch in Preußen ist es übrigens nach und nach etwas besser geworden. Nach dem Tode Friedrich Wilhelms III.



(1840) hat sein Sohn und Nachfolger Friedrich Wilhelm IV. alle Verurtheilten begnadigt.

Das Streben nach *E i n h e i t* ist in allen diesen Jahren nicht erloschen, sondern nur immer lebendiger geworden, je mehr man einsah, wie ohnmächtig Deutschland dastand. Im Jahr 1840 drohte ein Krieg mit Frankreich; der französische Minister Thiers suchte Schwierigkeiten im Innern durch eine äußere Unternehmung gegen Deutschland abzulenken und die Rheingrenze zu gewinnen. Er rechnete dabei auf die alte Anhänglichkeit der früheren Rheinbundfürsten an Frankreich und glaubte, die Rheinländer würden sich mit Freuden den Franzosen in die Arme werfen. Darin täuschte er sich gründlich: die Tage der Franzosenbegeisterung waren vorüber. Die deutschen Fürsten beschloßen Maßregeln gemeinsamer Abwehr, und im rheinischen Volk erhob sich einstimmiger Widerspruch gegen Frankreichs Absichten. Damals hat Nikolaus Becker das Lied gedichtet, das damals fast zum Nationallied der Deutschen wurde:

„Sie sollen ihn nicht haben  
den freien deutschen Rhein,  
ob sie wie gier'ge Raben  
sich heifer darnach schrein.“

Aber ebensowenig kam das Streben nach *F r e i h e i t* zur Ruhe. Denn in Deutschland regten sich schon die Anfänge der industriellen Entwicklung. Ein neuer Stand begann sich in den Industriestädten zu bilden: der Stand der Fabrikarbeiter, in dem immer klarer und entschiedener das Begehren nach Volksrechten laut wurde.

Und diese Zeitgedanken wurden von unsern Dichtern vertreten und in die Welt hinausgerufen: von Freiligrath, Geibel, Heine, Hoffmann v. Fallersleben u. a. — War vielleicht im mächtigsten deutschen Staat Preußen ein König da, der die Stimme der Zeit hörte und verstand?

## 9. Das Jahr 1848.

In Preußen war 1840 Friedrich Wilhelm IV., der Sohn Friedrich Wilhelms III., auf den Thron gekommen. Er war ein hochbegabter, geistvoller Mann, dazu ein ganz hervorragender Redner. Deshalb kam ihm das ganze preußische Volk mit großen Erwartungen entgegen und hoffte: „Der wird alles recht machen; der wird vor allem dem Lande eine Verfassung geben.“ Der König war auch ein sehr frommer Mann. In seiner Frömmigkeit aber ist er der Ansicht gewesen:



das Königtum sei allein von Gottes Gnaden da; deshalb sei auch der König in besonderem Sinn ein Werkzeug Gottes und dürfe sich nicht durch irgend ein menschliches Gesetz in seiner Macht beschränken lassen. Er hat gewiß redlich darnach gestrebt, das Vertrauen seines Volkes zu gewinnen; aber er meinte, der König habe nur Gnaden auszuteilen, aber nicht sich an ein Recht und Gesetz zu binden. So hat er trotz aller seiner hohen Gaben nicht verstanden, was der Zeit not tat. Denn in einem geordneten Staatswesen handelt es sich nicht um Gnade: die Leute sind nicht damit zufrieden, daß man ihnen aus Gnaden etwas gibt; sondern da handelt es sich ums R e c h t; die Menschen wollen gewisse R e c h t e haben. Das aber hat der König nicht eingesehen. Im Jahr 1847 hat er den v e r e i n i g t e n L a n d t a g nach Berlin einberufen. Das heißt: es wurde von jedem der Provinziallandtage, die einst Stein geplant hatte, die aber erst später ins Leben getreten waren, eine Anzahl von Abgeordneten gewählt, und diese traten in Berlin als v e r e i n i g t e r L a n d t a g zusammen. Da dachte man in Preußen nicht anders als: jetzt wird der König dem Landtag den Entwurf einer Verfassung vorlegen, und dann wird alles recht werden. Der Landtag selbst kam dem König mit dem größten Vertrauen entgegen. Aber es kam anders. Der König war der Ansicht, daß mit dieser Einberufung schon alles geschehen sei, und hatte nicht im Sinn weiteres zu tun. In der Thronrede, die er zur Eröffnung des Landtags hielt, erklärte er ausdrücklich: keiner Macht der Erde solle es je gelingen, das natürliche Verhältnis zwischen Fürst und Volk in ein gesetzmäßiges zu verwandeln. Er fügte hinzu: „Nun und nimmermehr werde ich es zugeben, daß sich zwischen den Herrgott im Himmel und dieses Land ein geschriebenes Blatt eindrängt, um uns mit seinen Paragraphen zu regieren und die alte heilige Treue zu ersetzen.“ Das hieß doch einfach: eine Verfassung gibt's nicht. Die Untertanen sollen dem König so gegenüberstehen, wie die Menschen zu Gott stehen: voll Vertrauen, weil er's gut meint und gnädig ist. Und so wenig Gott selbst ein geschriebenes Gesetz hat, nach dem er die Menschen behandelt, ebensowenig soll der König an ein geschriebenes Gesetz gebunden sein. Der König meinte es gewiß gut, aber doch recht unflug und unpraktisch. So hat auch seine Erklärung viel böses Blut gemacht, und die Herren dachten: wozu sind wir dann eigentlich zusammengekommen, wenn wir nicht eine Verfassung beraten und beschließen sollen? So gingen König und Landtag in Verstimmung und Unfrieden wieder auseinander, und die Verstimmung gegen den König hat sich im ganzen Lande verbreitet. Ja sie ging noch über die Grenzen des preussischen Staates hinaus. In allen übrigen deutschen Staaten wußte man doch: Preußen ist der stärkste



deutsche Staat, und darum haben auch Paul Pfizer und viele andere ihre Hoffnung auf dies Preußen gesetzt. Aber wenn der König Preußens so wenig versteht, was der Zeit not tut, was kann man dann von diesem Staate noch erwarten?

Denn: Einheit und Freiheit! Das sind doch die zwei Gedanken gewesen, die seit 1815 durch alle deutschen Lande gegangen sind. Die Deutschen hatten wenig Ursache mit dem Gang der Dinge seither zufrieden zu sein; es war wenig geschehen, was zur Einheit und Freiheit führen konnte. Und nun hat man eben immer dringender neue Forderungen erhoben. Was dachten sich denn die Leute damals unter Freiheit? Nun alles mögliche. Zuerst überall gewählte *Volkvertre- tungen*, die mitwirken bei der Gesetzgebung und bei der Regierung. Dann *Vereins- und Versammlungsfreiheit*, d. h. es sollte gestattet sein, Vereinigungen aller Art und hauptsächlich auch politische Vereine zu bilden und öffentliche Versammlungen zu halten. Ferner *Pressfreiheit*, d. h. die Buchdruckerpresse soll frei sein. Man hat dabei vor allem an die Zeitungen gedacht; die sollen frei sein und drucken lassen dürfen, was sie wollen; die Zensur also soll's nicht mehr geben. Dann *Gewissensfreiheit*, d. h. es soll jeder eine religiöse Ansicht haben dürfen, was er für eine will, und seine religiösen Anschauungen sollen ihm kein Hindernis sein dürfen in seinem Fortkommen. Dann *Lehrfreiheit*; das ging hauptsächlich auf die Hochschulen; da sollte jede Wissenschaft frei gelehrt werden dürfen. Wie wenig das damals der Fall gewesen ist, können wir an dem Beispiel von E. M. Arndt am besten sehen. Vor allem hat man auch eine andere Einrichtung der Gerichte gewünscht und verlangt: die Gerichtsverhandlungen sollen öffentlich sein, und zur Fällung des Urtheils sollen auch Laien, d. h. unstudierte Leute aus dem Volk, beigezogen werden als Schöffen und Geschworene. Ferner hatten die Bauern noch allerlei besondere Lasten zu tragen. Sie hatten von der Frucht, von dem Obst, auch von manchen andern Erzeugnissen den Zehnten zu geben, d. h. allemal den zehnten Teil des Ertrages sollte der Zehntherr bekommen: entweder der Staat oder eine Kirchenstelle oder eine adelige Grundherrschaft; außerdem hatten sie auch noch mancherlei Frondienste zu leisten. In vielen Gemeinden stehen noch aus jener Zeit die großen Zehntscheuern, in denen der Ertrag des Zehnten gesammelt wurde. Von dem allem fühlten sich die Bauern gedrückt, und es wurde nun die Aufhebung dieser Lasten verlangt. Das alles sind Dinge, die wir jetzt längst haben, und die uns selbstverständlich vorkommen. Allein damals hatte man eben das alles noch nicht. Daneben sind freilich auch Forderungen gestellt worden, die uns mit Recht als töricht



erscheinen. So hat man Minderung der Militärlasten verlangt — und doch waren die damals sehr klein; ja sogar Abschaffung der stehenden Heere und allgemeine Volksbewaffnung. Und doch — wenn die Leute *E i n h e i t* wollten, dann mußte man ein starkes Heer haben; denn die übrigen europäischen Staaten wollten ja die Einigung Deutschlands gar nicht leiden.

Das sind die Gedanken gewesen, die damals durch Deutschland gingen. Und mitten in diese Gedanken hinein kam nun die Nachricht, daß in Frankreich im Februar 1848 wieder eine Revolution ausgebrochen sei. Die Franzosen haben wieder einmal ihren König, Louis Philipp, fortgejagt, einen Mann, der allerdings auch nicht viel wert war. Frankreich wurde zur Republik erklärt, und Präsident wurde ein Napoleon, nämlich Louis Napoleon, der Sohn des früheren Königs Ludwig von Holland, der ein Bruder des alten Napoleon gewesen war. Eine Revolution ist wie eine Feuersbrunst: sie greift leicht um sich und erfaßt die Nachbarhäuser, namentlich wenn viel brennbare Stoffe drin sind. Und in Frankreichs Nachbarländern waren brennbare Stoffe genug: das war die große Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen.

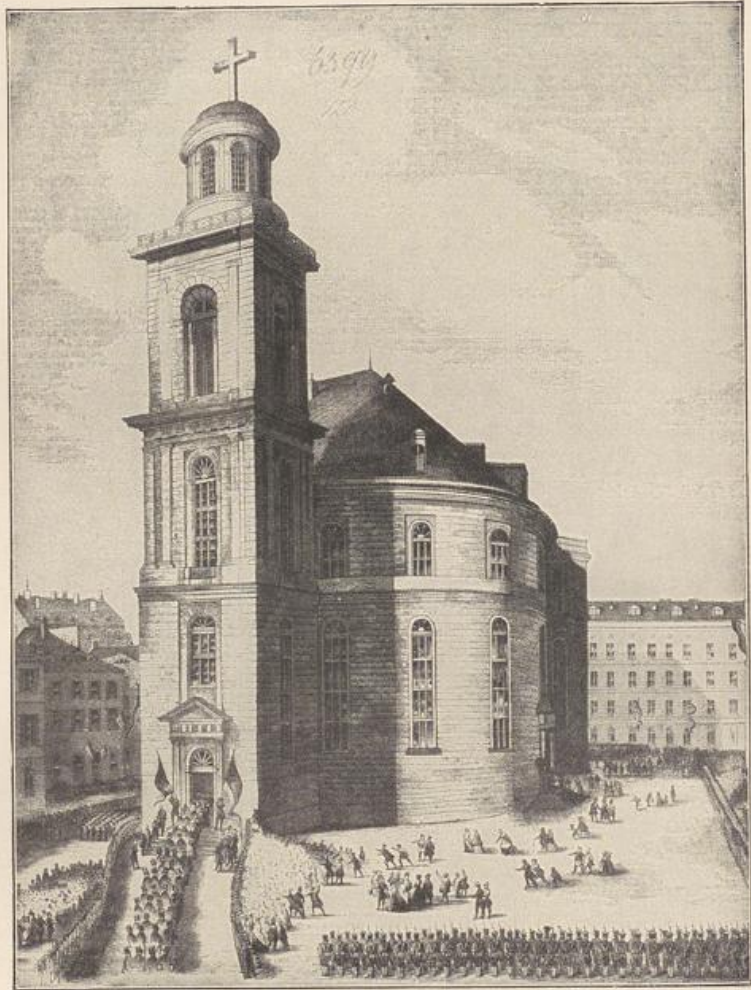
Jetzt sahen auch die deutschen Fürsten alle ein: es muß anders werden; sonst geht's uns wie dem König von Frankreich. Daher haben sie überall ihre Minister entlassen und andere, freisinnige Männer berufen, die willens waren Verbesserungen im Staatswesen einzuführen. In Wien trat sofort Metternich zurück und flüchtete nach England. In Berlin berief der König wieder den vereinigten Landtag und versprach ihm eine Verfassung vorzulegen. Er verhiess weiter, daß Preußen alles tun wolle, um Deutschland zu einigen. Da hätten die Berliner können zufrieden sein. Allein es war eben eine stürmische, aufgeregte Zeit; viel verdächtiges Gesindel war nach Berlin gekommen, auch viel Franzosen und Polen, die schon öfter dabei gewesen waren und wußten, wie man einen Aufstand macht. Ein kleiner Anstoß, und der Aufstand konnte ausbrechen. Und der Anstoß kam. Eine große Volksmenge zog vor's Schloß, um dem König zu danken. Sie fand den Schloßplatz von Soldaten besetzt. Da die Leute in den Schloßplatz hineindrängten, so erhielten die Soldaten den Befehl vorzurücken und den Platz frei zu machen. Das geschah, aber ohne Gebrauch der Waffe. Aber nun erscholl auf einmal aus der Menge der Ruf: die Truppen weg! — und in diesem Augenblick fielen zwei Schüsse; wie das zunging, das hat man nicht recht herausbringen können. Aber nun schrie sofort eine Menge von Leuten: „Wir sind verraten! Der König läßt auf uns schießen! Zu den Waffen!“ Waffen waren sofort bei der Hand; mit allerhand Hindernissen: Wagen, Möbeln, Pflastersteinen usw. sperrten die Leute





Eröffnung der Eisenbahn Nürnberg—Fürth





Der Zug des Parlaments nach der Paulskirche



die Straßen. Und nun mußten die Truppen mit der Waffe vorgehen. Der Kampf dauerte unter schrecklichem Sturmkläuten die ganze Nacht an; aber die Truppen waren überall in vollem siegreichen Vordringen begriffen. Dem König war es entsetzlich, daß er auf seine Untertanen schießen lassen mußte. Auch waren schwachmütige Männer in seiner Umgebung, die ihm rieten nachzugeben; so hat er gegen Morgen den Befehl gegeben, das Feuer einzustellen und die Truppen zurückzuziehen, ehe der Aufstand ganz bewältigt war. Das war ganz unglücklich. Er erließ einen milden Ausruf „An meine lieben Berliner“, den in dieser aufgeregten Zeit kein Mensch verstand. Die siegreichen Truppen verließen die Stadt, und Bürger und Studenten bezogen die Wachposten. Die Aufrührer brachten die Leichen einiger Gefallenen in den Schloßhof und zwangen den König auf den Balkon herauszukommen. Der König verkündete Straflosigkeit für das Vorgefallene, berief ein neues Ministerium und ritt an einem der folgenden Tage durch Berlin, die schwarz-rot-goldene Binde am Arm, und verkündete: Preußen geht fortan in Deutschland auf. Am 22. März ließ die Menge die 187 Leichen der am 18. Gefallenen am Schlosse vorübertragen und nötigte den König, unbedeckten Hauptes sie zu grüßen. Sie wurden feierlich auf dem Friedrichshain beerdigt; die Leichen der zwanzig gefallenen Soldaten aber begrub man ganz in der Stille auf dem Invalidenfriedhof. Viele Männer in des Königs Umgebung waren nicht damit einverstanden, daß er so nachgab. Vor allem nicht sein eigener Bruder, der Prinz von Preußen, der spätere Kaiser Wilhelm; auch nicht ein junger Edelmann, Freiherr von Bismarck, der später eine so große Rolle spielen sollte. Aber sie konnten es nicht mehr ändern.

So war der König zuerst den Forderungen der Zeit entgegengekommen — und das war ja ganz klug. Wie der Berliner Straßenpöbel sein Entgegenkommen mit Aufruhr beantwortet hatte, war er energisch aufgetreten; dann aber hatte er ohne alle Ursache völlig nachgegeben und sich vor den Aufrührern geradezu gedemütigt. Das hat nicht bloß in Preußen, sondern in ganz Deutschland dem Ansehen des preussischen Königtums ungeheuer geschadet, und unendlich viele haben gesagt: wie kann man die Geschichte Deutschlands dem König von Preußen anvertrauen, wenn der so schwach ist und selbst nicht recht weiß, was er will? — Unter dem Druck der Revolution sah sich der König genötigt eine preussische Nationalversammlung zu berufen. Diese hat eine Zeitlang geradezu die Gewalt an sich gerissen. Da ermannte sich der König zuletzt doch und berief ein neues Ministerium unter dem tatkräftigen Grafen v. Brandenburg. Dieser ließ die Versammlung durch Militär auflösen, und nun gab der König selbst eine Verfassung, über die aber weiter gar



nicht beraten wurde. So war Preußen zuletzt doch noch mit dem Aufstand fertig geworden.

Sehr viel schlimmer aber ging's in Österreich. Denn dort kam zu der Unzufriedenheit mit der Regierung noch der Hader der verschiedenen Völker, an dem Österreich immer so schwer getragen hat: in Österreich der Hader zwischen Deutschen und Slaven, und in Ungarn der Hader zwischen Magyaren und Südslaven. Die Ungarn strebten völlig von der habsburgischen Monarchie los. Der Kaiser Ferdinand, ein ganz schwacher und unfähiger Mann, mußte aus Wien fliehen und



Barrikadentampf 1848

legte endlich die Krone nieder zugunsten seines Brudersohnes Franz Josef; dieser hat als achtzehnjähriger Jüngling den österreichischen Kaiserthron bestiegen und ihn inne gehabt bis zum Jahr 1916. Wien ist ganz in die Hände der Aufrührer geraten und mußte unter viel Blutvergießen wieder erobert werden. Schlimmer aber ging's noch in Ungarn. Das hat sich ganz von Österreich losgerissen, die Habsburger für des Thrones verlustig und das Land zu einer Republik erklärt. Da wurde die Regierung gar nicht allein Herr; sondern nachdem die Regierungstruppen mehrere Niederlagen erlitten hatten, mußten sie die Russen zu Hilfe rufen; und ein russisches Heer hat zuletzt die Ungarn zur Übergabe genötigt. Der russische General berichtete seinem Kaiser: „Ungarn liegt besiegt zu den Füßen Eurer Majestät.“ — Wie schwach hat sich damals die habsburgische Monarchie gezeigt!



Aber die Frage der Einigung Deutschlands wurde nun auch in diesem Jahre kräftig in Angriff genommen. Selbst der Bundestag hat sich genötigt gesehen etwas zu tun. Er hat zuerst ein Vorparlament einberufen, und dann eine Nationalversammlung. Diese wurde auf Grund des allgemeinen Wahlrechts gewählt und kam in Frankfurt a. M. in der Paulskirche zusammen. Im jetzigen Deutschland sind's dieselben Wahlkreise gewesen, die später für den Reichstag wählten. Es kam aber noch dazu Oesterreich, soweit es dem Deutschen Bunde angehörte. Und so waren es nicht bloß 397 Abgeordnete wie im späteren Reichstag, sondern 586. Und es waren die besten deutschen Männer darunter. Man kann wohl sagen: es hat noch nie eine Volksvertretung gegeben, die so viel bedeutende Männer gezählt hat wie die Frankfurter Nationalversammlung. Da war der alte Ernst Moritz Arndt, einer der ältesten und ehrwürdigsten. Da war aus Württemberg der Dichter Ludwig Uhland und — der Bedeutendsten einer — der Rektor der Nürtinger Lateinschule Gustav Rümelin, und noch eine ganze Menge anderer hervorragender Männer. Diese machten sich nun an die Arbeit, die Verfassung des zukünftigen Deutschen Reiches und die Grundrechte des deutschen Volkes festzulegen. Das war ein schwer Stück Arbeit; vor allem die Frage: wer soll an die Spitze des neuen Reiches treten? Zunächst hat die Versammlung einen Reichsverweser gewählt: nämlich den Erzherzog Johann von Oesterreich. Er zog unter dem Geläute aller Glocken und großer Begeisterung in Frankfurt ein und berief auch ein Ministerium. Nur schade: er hatte gar keine Macht und seine Minister hatten nichts zu tun als Reden zu halten. Der Kriegsminister hatte kein Heer und der Finanzminister kein Geld.

Dann ging die Beratung der Grundrechte des deutschen Volkes und der Verfassung des Deutschen Reiches weiter. Da war die schwierigste Frage: wer soll an die Spitze treten? Oesterreich oder Preußen? Da bildeten sich unter den Abgeordneten die zwei Parteien der Großdeutschen und der Kleindeutschen. Die Großdeutschen sagten: alles, was deutsch ist, muß herein in das neue Deutsche Reich. Es muß gehen nach dem Worte Arndts im Lied: Was ist des Deutschen Vaterland? Es ist „soweit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt!“ Also müssen die Deutsch-Oesterreicher auch herein. Die Kleindeutschen dagegen sagten: das wäre freilich das Schönste; aber wenn wir Oesterreich im Reich haben, dann bringen wir ewig keine Einheit fertig; dann ist immer der alte Gegensatz Preußen—Oesterreich da. Diese Kleindeutschen bekamen mehr und mehr die Oberhand. Es kam dazu, daß Preußen, seit es mit der Revolution fertig geworden war, wieder größere Achtung sich erworben hatte, und



Osterreich, das aus eigener Kraft gar nicht Herr wurde, als ein schwacher Staat da stand. Am 28. März 1849 kam's zur Abstimmung im Frankfurter Parlament; und die Versammlung wählte mit Stimmenmehrheit König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zum deutschen Kaiser. Eine Anzahl von Abgeordneten wurde nach Berlin geschickt, um dem König die deutsche Kaiserkrone anzubieten. Dieser erklärte: er danke der Nationalversammlung für das Vertrauen, das sie ihm geschenkt habe; aber er könne die Kaiserkrone doch nicht annehmen. Was hat den König zu dieser ablehnenden Antwort veranlaßt? Hätten ihm alle deutschen Fürsten, der Kaiser von Osterreich an der Spitze, die Kaiserkrone angetragen, so hätte er ohne allen Zweifel ja gesagt. So aber kam das Anerbieten bloß von der Nationalversammlung, und diese war dem König immer etwas verdächtig, weil er sie als ein Erzeugnis der Revolution ansah. Daneben wußte er ganz gut, daß nicht alle Fürsten mit einem preussischen Kaisertum einverstanden waren. Ganz besonders aber wußte er: Osterreich will nicht. Osterreich war zwar durch die Reichsverfassung vom neuen Reiche ausgeschlossen; denn die Ansicht der Kleindeutschen hatte gesiegt in der Versammlung. Aber der König wußte, daß Osterreich sich nicht wollte hinausdrängen lassen. Das erste, was der König als deutscher Kaiser zu tun gehabt hätte, wäre gewesen: Krieg mit Osterreich. Dazu konnte er sich nicht entschließen. Ein Friedrich der Große an seiner Stelle hätte es getan; aber Friedrich Wilhelm IV. war kein Friedrich der Große.

So hat die Frankfurter Nationalversammlung eine abschlägige Antwort erhalten. Das war im April 1849. Weinaher ein Jahr hatte sie getagt; viel geschickte und wohlmeinende Reden waren gehalten, und viel ernste Arbeit war getan worden. Und nun war alles umsonst gewesen; dem neuen Reiche fehlte das Haupt. Ja, man kann schöne Reden halten, man kann Beschlüsse fassen; aber mit dem allem ist noch nichts besser geworden: man muß tun, man muß ausführen — und das kann bloß der, der die Macht hat. Die Frankfurter Versammlung aber hatte keine Macht. Und noch eins: viele gute, gelehrte, geschickte, wohlmeinende Männer sind in Frankfurt beisammen gewesen. Aber die Vielen bringen auch noch nichts fertig. Es muß e i n e r da sein, geschickter als alle, tatkräftiger als alle — der allein bringt's fertig. Ein solcher fehlte damals; zwar war er schon da, aber er galt noch nichts.

So hat auch dieser Versuch der Einigung wieder mit einem traurigen Mißlingen geendigt. Große Hoffnungen hat man in Deutschland überall gehabt: jetzt gibt's Einheit und Freiheit! Mit der Einheit war's nun schon nichts geworden; sollte es mit der Freiheit am Ende gerade so gehen? Da dachten viele Leute: uns kann zuletzt doch nichts helfen



als die Revolution. So kam's zu Aufständen in Sachsen, der Pfalz, in Hessen, Baden, am Rhein, in Württemberg. Überall wurden die Aufstände leicht unterdrückt. Nur in Baden war's gefährlicher; denn da hat auch das Heer zum Teil mit den Aufständischen gemeinsame Sache gemacht, und die pfälzischen Aufständischen haben sich dorthin zurückgezogen. Aber preussische Truppen unter dem Prinzen von Preußen rückten nun ein, schlugen die Aufständischen in mehreren Gefechten und nahmen die Festung Rastatt, die in ihre Hände geraten war. Der Aufstand lag auch hier am Boden; nicht wenige Aufständische wurden erschossen, viele mit Gefängnis bestraft, andere flohen nach der Schweiz oder nach Nordamerika.

Und was sollte nun die Frankfurter Versammlung weiter tun? Die österreichische, preussische, sächsische, hannoversche Regierung berief ihre Abgeordneten ab; andere traten freiwillig aus. Der Rest aber beschloß nach Stuttgart überzusiedeln. Das geschah am 6. Juni. Dort tagte das Rumpfparlament — so nannte man es — noch kurze Zeit. Aber bald entzog die württembergische Regierung der Versammlung den Ständesaal, in dem sie ihre Sitzungen gehalten hatte. Und wie sie nun am 18. Juni nach einem Reithause zog, um dort ihre Sitzungen fortzusetzen, fand sie die Zugänge vom Militär besetzt; die Versammlung ward nicht zugelassen und mußte sich auflösen. Das war das klägliche Ende der großen Versammlung, auf die ganz Deutschland so große Hoffnungen gesetzt hatte.

Viele große Gedanken hat diese Zeit hervorgebracht. Aber wenig ist ausgeführt worden.

E i n deutsches Land ist durch die Bewegung dieser Zeit besonders betroffen worden. Das war Schleswig-Holstein. Diese beiden Länder hatten vor alters ihr eigenes deutsches Herrscherhaus. Aber wie dieses ausstarb, wählten sie im 15. Jahrhundert den König von Dänemark zu ihrem Herzog, jedoch unter der Bedingung: daß die beiden Länder ganz selbständig bleiben sollen mit eigener Sprache, eigenem Recht, eigener Regierung; und daß Schleswig und Holstein niemals voneinandergerissen, sondern immer ungeteilt beieinander bleiben sollen: *u p e w i g u n g e d e e l t!* Die Länder sollten also mit Dänemark gar nichts gemein haben als die Person des Herrschers. Das nennt man eine *P e r s o n a l u n i o n*. Das ging ganz gut fast 400 Jahre lang.

Allein Dänemark trachtete jetzt eben doch darnach, im Norden eine wirkliche Macht zu werden. Durch den Wiener Kongreß hatten die Dänen Norwegen verloren, das seither mit Schweden in eine Personalunion getreten war; nun mußten sie doch das Verlorene anderweitig zu ersetzen suchen. Wie nun, wenn Schleswig und Holstein Teile des dä-



nischen Reiches würden? Dann könnte Dänemark an der Nord- und Ostsee ein mächtiges Reich werden. Aber der König mußte fürchten, daß ihm diese Länder ganz verloren gingen. Der König Christian VIII. hatte nämlich nur einen einzigen Sohn Friedrich und der hatte keine Kinder. Nun galt in Dänemark die weibliche Thronfolge; starb also Friedrich, so kam in Dänemark ein Prinz aus der weiblichen Linie Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg auf den Thron. In Schleswig-Holstein aber galt nur die männliche Thronfolge. Starb also Friedrich, so kam in Schleswig-Holstein die männliche Linie Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg daran. Und trat dieser Fall ein, dann war Schleswig-Holstein für Dänemark verloren. Das wollte Christian VIII. verhindern. Darum erließ er eine Verfügung, genannt „Dffener Brief“; darin war bestimmt, daß die weibliche Thronfolge nicht bloß für Dänemark, sondern auch für Schleswig-Holstein gelten sollte. Er hatte die Schleswig-Holsteiner nicht darum gefragt. Daher entstand eine große Entrüstung in den beiden Herzogtümern, und es hieß: „Die Dänen wollen uns unsere guten alten Rechte nehmen.“

1848 starb Christian VIII., und sein Sohn Friedrich VII. kam auf den Thron. In diesem Jahr, wo sich's um Einigung Deutschlands handelte, hätten die Schleswiger gern auch an der zukünftigen Einigung Anteil gehabt. Darum verlangten sie: Schleswig soll jetzt auch Mitglied des Deutschen Bundes werden. (Bisher war nämlich bloß Holstein im Deutschen Bund.) Das schlug der König rundweg ab und erklärte: „Nein, ihr müßt vielmehr ein Teil von Dänemark werden.“ Damit wollte er Schleswig von Holstein losreißen, verfehlte sich also gegen das alte Recht: „Up ewig ungedeelt!“ Und nun haben sich die Schleswig-Holsteiner bei der deutschen Nationalversammlung und dem deutschen Reichsverweser beschwert. Es wurde angeordnet, daß Preußen mit Heeresmacht eingreifen müsse. Das geschah; General Wrangel hat binnen kurzem ganz Schleswig-Holstein von den Dänen gesäubert, ja Lützeland erobert und eine einstweilige Regierung eingesetzt, die die Herzogtümer verwalten sollte. Zur See natürlich konnte Preußen nichts ausrichten, da es keine Schiffe hatte. Und nun wurde zu Malmö ein Waffenstillstand geschlossen; darin ward ausgemacht, daß Nordschleswig von den Dänen besetzt und eine andere, dänisch gesinnte Regierung eingesetzt werden sollte. — Das war aber den Dänen noch nicht genug; denn sie hätten gern die Herzogtümer, vor allem Schleswig, ganz gehabt. So fingen sie im Jahre 1849 wieder an. Diesmal rückten bayrische, sächsische, auch württembergische Truppen in Schleswig ein, kämpften glücklich, schossen ein paar dänische Kriegsschiffe in Brand und eroberten Schleswig. Und nun werden wohl die Herzogtümer von Dänemark los-



kommen und selbständig werden? O nein; sondern in einem zweiten Waffenstillstand wird ausgemacht: die deutschen Truppen ziehen sich zurück aus den Herzogtümern, und Schleswig wird völlig von Holstein getrennt. Da wurden die Schleswig-Holsteiner wütend, daß man sie so im Stiche ließ. Sie beschließen: wenn uns die deutschen Brüder im Stiche lassen, so wollen wir allein unser Glück versuchen. So treten sie den Dänen mit einem Heere entgegen. Aber diesmal geht's schlimm: bei Idstedt erliegen sie der feindlichen Übermacht und werden gänzlich geschlagen. Und nun rücken österreichische Truppen in Schleswig-Holstein ein; aber nicht um den Schleswig-Holsteinern zu helfen, sondern um sie zu entwaffnen. Sie lösen das schleswig-holsteinische Heer auf. Das war im Jahr 1851.

Wie war denn das alles so gekommen? Da hatten wieder einmal die Fremden hineingeredet in Deutschlands Sachen. Die Nachbarn dort im Norden: Rußland, Schweden und England, aber auch Frankreich, wollten nicht, daß Deutschland mächtiger werde. Vor allem wollte das England nicht. Dänemark darf nicht zu schwach, Deutschland nicht zu stark werden und darf vor allem nicht die Länder zwischen Nord- und Ostsee bekommen — so will's England. Deshalb muß man die Deutschen wieder um die Frucht ihres Sieges bringen. So traten im Jahr 1852 die Großmächte in London zusammen und machten folgendes aus:

1. Die Thronfolge der weiblichen Linie soll auch für die Herzogtümer gelten.

2. Die Herzogtümer sollen aber selbständig bleiben.

Diese Abmachung nannte man das Londoner Protokoll. So hatten Deutsche Sieg um Sieg erfochten. Aber zuletzt haben sie alle Früchte ihres Sieges aus der Hand geben müssen.

Und nun begann für die beiden Herzogtümer, vor allem für Schleswig, eine wahre Leidenszeit. Nur dänische Lehrer werden an den Schulen angestellt; die sollen die Kinder dänisch lehren; dänische Pfarrer sollen den deutschen Leuten dänisch predigen. Wer deutsche Gesinnung zeigt, wird mit Gefängnis bestraft. In Deutschland hörte man überall von den Leiden der Schleswig-Holsteiner. Man bemitleidete sie, man redete und schrieb von ihnen. Bei Sängers, Schützen, Turnfesten gedachte man der verlassenen deutschen Stämme und sang von ihnen das Lied: „Schleswig-Holstein, meerumschlungen.“ Und gerade in der folgenden traurigen Zeit, wo alle Hoffnungen zu Grabe getragen werden mußten, hat der Deutsche an dem Gedanken an diese Verlassenen sich wieder neu aufgerichtet und sich gelobt: „wenn wir jetzt auch nicht einig sind, wir gehören doch zusammen und wollen einmal alle einig werden und die Verlassenen befreien.“ — Aber zunächst war's eine große Schmach, und



die Schleswig-Holsteiner haben schwer daran getragen und all ihr Unglück von jenem Londoner Protokoll abgeleitet.

Und noch etwas Schmachvolles geschah damals. In den Tagen, da die Hoffnungen auf deutsche Einigung besonders lebendig waren, hat sich auch der Wunsch geregt: wir müssen zur See etwas gelten! Wir müssen eine deutsche Flotte haben! Und Sammlungen sind überall veranstaltet worden, einige Schiffe wurden von Hamburger Reedern zur Verfügung gestellt — und so kam richtig eine kleine deutsche Kriegsflotte zusammen: 9 Dampfer, ein paar Segelschiffe und 26 Kanonenboote. Sie stand unter dem Befehl eines Sachsen, des Admirals Brommy. In den Kämpfen mit Dänemark wollte einmal diese deutsche Flotte bei Helgoland eingreifen. Da tauchten plötzlich ein paar englische Kriegsschiffe auf und befahlen dem Admiral Brommy: er müsse sofort umkehren; sonst werden sie das Feuer eröffnen. Denn der englische Minister Palmerston hatte vorher im englischen Parlament erklärt: er kenne die deutsche Kriegsflagge nicht und werde solche unbekanntten Flaggen zur See wie Seeräuberflaggen behandeln lassen. Und als die Träume von deutscher Einheit zu Grabe getragen werden mußten, was sollte man da noch mit der deutschen Flotte anfangen? Man hat sie 1853 an den Meistbietenden versteigert! — Und doch ist im gleichen Jahr auch noch etwas Erfreuliches zur See geschehen. Preußen hat von Oldenburg ein Gelände am Jadebusen erworben und dort den Kriegshafen Wilhelmshaven angelegt. —

Aber sonst hieß es auch jetzt noch: „Untröstlich ist's noch allerwärts.“ Der alte Bundestag ward wieder eingeführt mit seiner ganzen Ohnmacht. Preußen war ja zuletzt völlig Herr über die Revolution geworden, und Österreich war nur durch russische Hilfe vor dem Zusammenbruch bewahrt worden. Und doch — wie Preußen auf andere Weise die deutsche Einheit schaffen wollte, ist ihm Österreich in den Weg getreten und hat es gezwungen, seine Pläne fallen zu lassen. Und im Innern der meisten deutschen Staaten hat das alte Polizeiregiment wieder angefangen, und es ist trauriger geworden denn zuvor. Damals sind viele Leute irre geworden am deutschen Vaterlande. Und da damals auch noch schwere Mißernten eintraten, so haben in den fünfziger Jahren Hunderttausende dem deutschen Vaterlande den Rücken gekehrt und sind nach Nordamerika ausgewandert. Ein gescheiter Deutscher, der spätere Reichskanzler Fürst Hohenlohe, hat damals geschrieben: „Niemand wird leugnen, daß es für einen denkenden tatkräftigen Mann ein trauriges Los ist, in der Fremde nicht sagen zu können: Ich bin ein Deutscher, nicht mit Stolz die deutsche Flagge auf seinem Schiffe zu hissen, in Bedrängnissen keinen deutschen Konsul zu finden, sondern sich sagen zu



müssen: Ich bin ein Kurhesse, ein Darmstädter, ein Bückeburger, mein Vaterland war einmal ein großmächtiges Land, jetzt ist es zersplittert in 38 Lappen. Und wenn wir die Karte betrachten und sehen, wie Ostsee, Nordsee und Mittelmeer an unsere Küste schlagen und kein deutsches Schiff, keine deutsche Flagge auf der See den stolzen Engländern und Franzosen den üblichen Gruß abzwingt, muß uns da nicht die Farbe der Scham von dem schwarz-rot-goldenen Band allein übrig bleiben und in die Wangen steigen?"

Aber während es in Deutschland so gar schlimm aussah, ist der alte böse Nachbar im Westen zu neuem Ansehen und neuer Macht emporgestiegen. Nach mancherlei Umwälzungen und Schwierigkeiten hat sich dort der Präsident Louis Napoleon zuerst zum lebenslänglichen Präsidenten und dann gar zum Kaiser wählen lassen. Als solcher nannte er sich Napoleon III. (weil man nämlich den Sohn Napoleons I., der nie Kaiser gewesen und früh gestorben war, als Napoleon II. ansah). Da gingen dem französischen Volk alle Errungenschaften und Freiheiten der Revolution wieder verloren. Was Napoleon einführte, war so gut wie ein unumschränktes Regiment, ohne Volksrechte. Aber es tat nichts: die Franzosen jubelten dem neuen Kaiser trotzdem zu; sie hofften, daß er den alten Ruhm Frankreichs erneuern werde. So geht's allemal bei den Revolutionen: zuerst jagt man einen Fürsten fort, weil er zu gewalttätig ist. Dann merken die Leute, daß man mit lauter Freiheit doch nicht weiter kommt, sondern eitel Verwirrung anrichtet. Und dann kommt irgendein Gewaltmensch; der schwingt sich an die Spitze, nimmt den Leuten alle Freiheiten und regiert viel gewalttätiger als der, den sie fortgejagt haben. So ist's bei der großen französischen Revolution gegangen, so ging's damals und so ging's in unserer Zeit in Rußland. — Und Napoleon III. war zwar kein so bedeutender Mensch wie sein Onkel; aber er war ein kluger Mann und hat in den fünfziger Jahren seinem Lande großen Ruhm erworben. In Gemeinschaft mit England, der Türkei und Sardinien haben die Franzosen Rußland den Krieg erklärt, der einige Jahre gedauert und sich hauptsächlich um die Halbinsel Krim im Schwarzen Meere gedreht hat. Rußland wurde völlig geschlagen. Und im Jahr 1859 haben Napoleon und der König von Sardinien Krieg mit Osterreich angefangen und den Osterreichern die Lombardei entrisen, die nun zum Königreich Sardinien kam. Freilich mußten die Italiener dafür Nizza und Savoyen, das Stammland ihres Königshauses, an Frankreich abtreten. Aber merkwürdig: das nahmen sie den Franzosen nicht übel, und es fällt ihnen auch jetzt nicht ein, Savoyen und Nizza wieder erlösen zu wollen. Aber durch diese zwei glücklichen Kriege ist Napoleons Ansehen hoch gestiegen, und Frankreich wurde unter ihm



die erste Macht auf dem europäischen Festland. — Wie anders waren da die Dinge gegangen als in unserem armen Deutschland!

Für unser Deutschland hieß es eben wieder: Geduld haben, die Hoffnung nicht aufgeben und warten, bis der rechte Mann kommt.

„Geduld! Es kommt ein Tag, da wird gespannt  
Ein einzig Zelt ob allem deutschen Land!  
Geduld! Wir stehen einst um ein Panier  
Und wer uns scheiden will, den zwingen wir!  
Geduld! Ich kenne meines Volkes Mark!  
Was langsam wächst, das wird gedoppelt stark.  
Geduld! Was langsam reift, das altert spät!  
Wann andre welken, werden wir ein Staat.“

(C. F. Meyer.)

## 10. König Wilhelm I. von Preußen.

Auch Friedrich Wilhelm IV. hatte den Einheitsgedanken nicht aufgegeben. Er wollte ihn, nachdem er sich der Nationalversammlung versagt hatte, auf andere Weise verwirklichen. Er schloß mit Sachsen und Hannover eine Union, der nach und nach sieben kleinere Staaten beitraten. Da stieß er aber sogleich auf den entschiedenen Widerspruch Oesterreichs, das eine Einigung unter Preußens Führung nicht zulassen wollte, und Rußlands, das nur ein schwaches Deutschland neben sich dulden wollte. Fast wäre es zu einem Kriege gekommen; aber unter dem Druck der beiden Mächte gab der König nach und verzichtete in Olmütz völlig auf die Unionspolitik. Der Bundestag ward wieder eingeführt, und alles ging im alten Schlendrian weiter.

So hatte der König viel gewollt, aber nichts ausgeführt, weil er immer in seiner Gedankenwelt lebte und keinen Blick hatte für die Wirklichkeit der Dinge. Im Jahr 1858 wurde er von einem Schlaganfall getroffen, der ihn mehr und mehr unfähig zur Regierung machte. Da er keine Kinder hatte, so wurde sein Bruder Prinz Wilhelm sein Stellvertreter und nach seinem Tode 1861 sein Nachfolger.

Wilhelm war 1797 geboren und hatte mit seinen Eltern das ganze Elend der Franzosenzeit durchmachen müssen. Mit seiner Mutter war er nach Memel geflohen; die Entbehrungen der folgenden Jahre hat er mitgetragen; aber diese ganze schwere Zeit hat ihn zu einem festen, geraden, gottesfürchtigen Manne gemacht. In seinem zehnten Lebensjahr trat er ins preußische Heer ein und nahm's mit dem Heeresdienst sehr ernst und gewissenhaft. 1810 stand er am Sterbebett seiner geliebten



Mutter. In Breslau ist er mit seinem Vater 1813 Zeuge der Erhebung des preußischen Volkes gewesen, hat teilgenommen an der Völkerschlacht bei Leipzig und zog mit seinem Vater nach Frankreich. — Im Frieden widmete er sich ausschließlich dem Heeresdienst; der Dienst ist ihm in allen Einzelheiten vertraut geworden. Als er General wurde, hat er es nicht gemacht wie so manche andere Prinzen, die nur den Namen hergeben und die Ehre haben, aber andere die Arbeit tun lassen. Er arbeitete sich aufs gründlichste in den Dienst bei allen Waffengattungen ein. Kam er zu einer Inspektion, so entging nichts seinem scharfen Auge. Dieselbe Pflichttreue, die er übte, verlangte er von allen Offizieren.

1829 trat er in die Ehe mit der Prinzessin Auguste von Sachsen-Weimar. Er hätte lieber eine andere, die Prinzessin Radziwill geheiratet; aber auf den Wunsch seines Vaters brachte er seine Neigung dem Interesse des Staates zum Opfer. Als er verheiratet war, nahm er seinen Wohnsitz in dem Schlosse zu Koblenz. Der König machte ihn zum kommandierenden General sämtlicher Truppen der Rheinprovinz. Er schulte dieses Armeekorps so trefflich heran, daß es eines der besten in der ganzen preußischen Armee wurde. Nach dem Tode seines Vaters hat ihn sein Bruder Friedrich Wilhelm IV. an die Spitze des ganzen preußischen Heerwesens gestellt. Prinz Wilhelm sah klar ein, woran es dem preußischen Heer noch fehlte. Zwar war die allgemeine Wehrpflicht nach dem Plane Scharnhorsts schon seit 1814 eingeführt; allein da die Gesamtzahl des stehenden Heeres nur eine bestimmte Höhe erreichen durfte, so blieb, besonders infolge der Zunahme der Bevölkerung, immer ein Teil unausgebildet. Jährlich standen 63 000 Rekruten zur Verfügung; aber nur 40 000 wurden eingezogen und ausgebildet, und auch von diesen wurden viele schon nach kurzer Ausbildung wieder beurlaubt. Schon längst hatte Prinz Wilhelm darauf hingewiesen, daß es im Kriegsfall an ausgebildeten Mannschaften fehlen werde. Dann müsse man sofort die Landwehr, die meist aus verheirateten Männern bestand, einberufen, während viele jungen Leute zu Hause bleiben dürfen. Auch die Dienstzeit sei zu kurz; unter drei Jahren sei eine gründliche Ausbildung nicht möglich. Deshalb müssen mehr Leute ausgebildet und neue Regimenter gegründet werden. — Diese Gedanken trug er oft seinem Bruder vor und wies darauf hin, wie Preußen ein ganz anderes Ansehen in der Welt hätte, wenn sein Heer stärker wäre. Denn nur der Starke ist in der Welt angesehen und geachtet. Allein sein Bruder konnte sich nicht zu solchen Änderungen entschließen.

Beim Berliner Aufstand war Wilhelm mit der Nachgiebigkeit seines Bruders gar nicht einverstanden; er war für tatkräftiges Auftreten. Das wußte man in Berlin wohl. Deshalb haben sie auch an sein Schloß



„Nationaleigentum“ geschrieben, und der König hielt es für gut, daß sein Bruder sich auf einige Zeit von Berlin weg und nach London begeben. Das tat er, so weh ihm solche Verkennung seiner guten Absichten auch tat. 1849 hat er dann an der Spitze der preussischen Truppen den badischen Aufstand niedergeschlagen.

Als er im Jahr 1858 Prinzregent wurde, ging er an die Verwirklichung seiner Pläne über Neueinrichtung und Verstärkung des Heeres. Die Sache war immer dringender geworden. Osterreich hätte niemals so gegen Preußen auftreten können, wie es in Olmütz geschah, wenn Preußen stärker gewesen wäre. Dem wollte er, wie er 1861 König wurde, gründlich abhelfen. Zur Durchführung seiner Pläne berief er den General Albrecht von Ron zum Kriegsminister, einen ganz hervorragenden Offizier. Heeresvermehrungen aber kosten immer Geld; und seit Preußen eine Verfassung hatte, konnte der König nicht mehr einfach anordnen, sondern er mußte das Abgeordnetenhaus und das Herrenhaus darüber hören. Ein Gesetz konnte bloß zustande kommen, wenn Regierung, Abgeordnetenhaus und Herrenhaus einverstanden waren. Nun haben die Kammern wohl neun Millionen Taler für einige Jahre bewilligt, und die neuen Regimenter wurden errichtet. Aber diese Summe brauchte man natürlich Jahr für Jahr, und wie die Forderung wieder kam, sagten die Abgeordneten nein. Nun hätte ja die Regierung eigentlich die neuen Regimenter wieder auflösen und die Offiziere wieder entlassen und die neugebauten Kasernen leer stehen lassen müssen. Das ging doch nicht. So ließ der König zunächst das Abgeordnetenhaus auflösen und ein neues wählen. Aber auch die neuen Abgeordneten verweigerten trotz aller Vorstellungen der Regierung die Zustimmung. So entstand ein Konflikt zwischen Regierung und Volksvertretung, und im letzten Grunde handelte es sich um die Frage: wer soll Herr sein in Preußen, König oder Abgeordnetenhaus? Erhob die Regierung die Steuern, die vom Abgeordnetenhaus nicht bewilligt waren, weiter, so handelte sie damit gegen die Verfassung; und doch konnte die Regierung unmöglich die neuen Regimenter wieder auflösen. Es hatte sich eben in Preußen seit 40—50 Jahren eine Menge von Mißtrauen und Erbitterung gegen die Regierung angesammelt — und das kam jetzt zum Ausdruck. Der König aber, der alles recht machen wollte, litt schwer darunter. Er war ein durch und durch gottesfürchtiger Mensch und sah das Königtum an als ein ihm von Gott anvertrautes Amt. Er war überzeugt, daß die Heeresvermehrung eine Lebensfrage für sein Land, also seine Pflicht sei. Allein es war doch auch seine Pflicht, die Verfassung zu halten. So entstand in ihm ein Widerstreit der Pflichten, der ihm genug schlaflose Nächte bereitete. Endlich dachte er: „Wenn ich doch



einen Mann an der Spitze der Regierung hätte, dem es gelänge aller dieser Schwierigkeiten Herr zu werden! Aber es müßte ein Mann sein, gescheiter als alle andern; ein Mann ganz ohne Menschenfurcht, aber voll Vaterlandsliebe. Und er müßte nicht bloß gescheiter, sondern auch stärker sein als alle andern.“

Und der Mann war da.

## 11. Otto von Bismarck.

Schon von 1848 an hat man es deutlich erkannt: wir brauchen einen Mann, der das große Werk der deutschen Einheit fertig bringt. Es war wie bei der Reformation. Jahrhunderte lang hatten die Völker verlangt nach einer Besserung der Kirche. Aber es kam zu nichts, bis der rechte Mann kam: Martin Luther. So war's auch bei der deutschen Einheit. Mehrere Dichter haben schon lang nach einem solchen Mann gerufen. Einer, Graf Strachwitz, hat schon in den vierziger Jahren gesungen:

Es wird eine Zeit der Helden sein  
Nach der Zeit der Schreier und Schreiber.  
Indessen webt mit Fleiß und List  
Eure Schlingen ineinander;  
Wenn der gordische Knoten fertig ist,  
Schickt Gott den Alexander.

Und der Schwabe Johann Georg Fischer:

„Tritt aus der Führer wildem Zanken  
Kein so antiker, ganzer Mann,  
Der den unsterblichen Gedanken  
Der deutschen Einheit fassen kann?  
Der ohne Ansehn und Erbarmen  
Zuhaut uns treibt im Schlachtenschweiß.  
Und dann mit unbeugsamen Armen  
Die deutsche Mark zu runden weiß?  
Nur einer aus den Millionen,  
So weit die deutsche Langmut haust!  
Zum Heil der Völker und der Thronen  
Nur e i n e eisern harte Faust,  
Die wie ein Blitz durch alle Grade  
Empor sich zum Diktator schwingt  
Und die Rebellen ohne Gnade  
Ins starre Joch der Einheit zwingt.“



Und ein dritter, Emanuel Geibel, hat das Gebet zu Gott emporgeschickt:

„Gib uns den Mann, den Nibelungenenfel,  
Daß er die Zeit, den tollgeword'nen Renner,  
Mit ehrner Faust regier und ehrnem Schenkel.“

Der Mann kam endlich. Es war Otto von Bismarck, geboren 1. April 1815 zu Schönhausen in der Altmark. Er studierte in Göttingen die Rechtswissenschaft und war ein flotter Student, dem zeitweise das Reiten und Fechten lieber war als das Studieren; und doch hat er es auf der Hochschule mit seinem durchdringenden Verstand weiter gebracht als viele andere, die Tag für Tag hinter den Büchern sitzen. Nur kurze Zeit hat er sich im Staatsdienst verwenden lassen; dann ging er auf das Gut Kniephof in Pommern, das seiner Familie gehörte, und hat es bewirtschaftet; später nach Schönhausen. Daneben war er Deichhauptmann. Das Land zu beiden Seiten der Flüsse in der norddeutschen Tiefebene, die meist flache Ufer haben, muß durch Deiche gegen Überschwemmung geschützt werden. Da ist nun ein Beamter aufgestellt, der darüber wachen muß, daß in seinem Bezirk der Deich immer gut imstande ist. Das ist der Deichhauptmann. Von Kniephof aus hat er die Tochter eines benachbarten Rittergutsbesitzers, Johanna von Puttkamer, sich zur Lebensgefährtin gewonnen. Sie stammte aus einer sehr frommen Familie und war selbst dieses Sinnes. Bismarck, der bisher gewiß kein gottloser, aber ein zweifelnder und suchender Mensch gewesen war, wurde durch den Einfluß seiner Frau ein gottesfürchtiger Mensch. Er lebte mit ihr in einer wirklichen seelischen Gemeinschaft; die Briefe, die er an Braut und Frau geschrieben hat, gehören zu den besten und wertvollsten Erzeugnissen des ganzen deutschen Schrifttums.

Im Jahr 1847 war er Abgeordneter im vereinigten Landtag. Er hat sich dort als Vertreter seines Standes, des Adels, der sogenannten Junker hervorgetan und ist besonders für eine starke Königsmacht eingetreten. Von der Revolution des Jahres 1848 erwartete er nichts Gutes. Er war sogar bereit mit seinen Bauern nach Berlin zu ziehen, um dem König zu Hilfe zu kommen; aber dort war gerade der König vor der Revolution zurückgewichen. Bismarck war wütend darüber, daß der König den Befehl zum Rückzug der Truppen gegeben hatte. Er hat sogar einmal dem König Vorwürfe darüber gemacht, und der König hat ihn geduldig angehört. Von der Frankfurter Versammlung erwartete er nicht viel; denn er wußte: sie richtet nichts aus, weil sie keine Macht hat. Daß Friedrich Wilhelm die Kaisertrone ablehnte, war ihm ganz recht. Denn er hat einmal gesagt: „Die Frankfurter Krone mag sehr glänzend sein; aber das Gold, das der Krone Wahrheit verleiht, soll



erst durch das Einschmelzen der preussischen Krone gewonnen werden, und ich habe kein Vertrauen, daß der Umguß mit der Form dieser Verfassung gelingen wird.“ — Immer mehr lernten seine Freunde und auch der König erkennen, was für ein gewaltiger Geist in dem Manne schlummerte — und 1851 berief ihn der König zum Gesandten am Bundestag in Frankfurt. In dieser Zeit erkannte er e i n e s ganz klar: daß in einem einigen Deutschland für Österreich u n d Preußen kein Raum ist. Denn der österreichische Gesandte führte den Vorsitz im Bundestag und war stets darauf aus, Preußen nicht aufkommen zu lassen. Das Nachgeben Preußens in Olmütz hatte die österreichischen Staatsmänner nur noch begehrllicher gemacht und sie gingen geradezu auf Vernichtung Preußens aus. Als Bismarck nach Frankfurt kam, war er noch großdeutsch: Österreich u n d Preußen; als er wegging hat er kleindeutsch gedacht: Österreich o d e r Preußen. Und den Entscheidungskampf zwischen Österreich und Preußen sah er klar voraus.

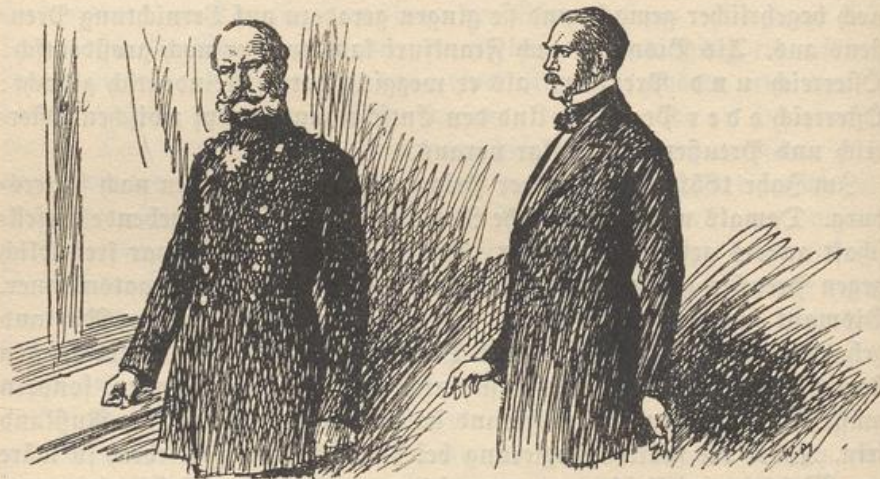
Im Jahr 1859 berief ihn der Prinzregent als Gesandten nach Petersburg. Damals war die russische Regierung und die maßgebende Gesellschaft anders gesinnt als später. Der Zar Alexander II. war freundlich gegen Preußen gesinnt, und so auch die meisten russischen Staatsmänner. Bismarck hat von da an immer auf ein gutes Verhältnis zu Rußland gehalten. Denn da Preußen und Deutschland im Osten und im Westen starke Nachbarn habe, dürfe es sich nicht mit beiden verfeinden, sondern müsse jedenfalls einen zum Freund haben, und das könne nur Rußland sein. Wäre die spätere Regierung bei dieser Politik geblieben, so wäre der Weltkrieg vielleicht ganz vermieden worden, jedenfalls aber ganz anders ausgefallen.

Als die Dinge in Preußen zum Zwiespalt zwischen König und Abgeordnetenhaus geführt hatten, riet der Kriegsminister von Roon zur Berufung Bismarcks an die Spitze des Ministeriums. Noch konnte sich der König nicht dazu entschließen, sondern wies ihm zunächst einen andern Posten an. Er ernannte ihn zum Gesandten in Paris. Dort lernte er Napoleon III. kennen und hat ihn alsbald durchschaut. Aber im September berief ihn der König an die Spitze des Ministeriums; er sah: es geht nicht anders.

Als Bismarck nach Berlin kam, erklärte ihm der König: „Ich will absanken zugunsten meines Sohnes.“ Bismarck erwiderte: „Majestät, dahin darf es in Preußen niemals kommen.“ Und als der König ihn fragte, ob er sich getraue, die Heeresvermehrung auch gegen den Willen des Abgeordnetenhauses durchzusetzen, antwortete Bismarck ohne weiteres mit ja. Darauf erklärte der König: „Dann ist es meine Pflicht, mit Ihnen die Weiterführung des Kampfes zu versuchen, und ich danke nicht ab.“



Nun hat Bismarck die Steuern gegen den Willen des Abgeordnetenhauses weiter erheben lassen. Denn der König und das Herrenhaus hatten doch ja gesagt und nur das Abgeordnetenhaus nein. Bismarck erklärte daher: „Es ist gar nicht einzusehen, warum bloß das gelten soll, was das Abgeordnetenhaus gesagt hat und das nichts, was die beiden andern sagen. Stillestehen kann man die Regierung auch nicht lassen; also erhebt man eben die Steuern so lange weiter, bis ein Gesetz zustande kommt, mit dem alle drei einig sind.“ So geschah es. Im Abgeordnetenhause wurde er aufs heftigste angegriffen; aber er blieb die



König Wilhelm und Bismarck

Antwort nicht schuldig und war in seinen Reden den Gegnern immer überlegen. Damals hat er auch ein berühmt gewordenes Wort gesprochen: „Die großen Fragen der Zeit werden nicht durch Reden und Mehrheitsbeschlüsse entschieden, sondern durch Blut und Eisen.“ Reden und Mehrheitsbeschlüsse hat man in Frankfurt zur Genüge gehabt, aber nichts damit ausgerichtet; denn es war keine Macht da, und darum gelang's nicht. Die Macht aber liegt in einem starken Heer. In der ganzen Geschichte sind bisher immer alle großen und wichtigen Fragen durch Krieg entschieden worden. Das ist traurig; aber es ist so und wird erst anders werden, wenn die Menschheit anders ist. Im Weltkrieg ist jenes Bismarckwort oft genug von unsern Feinden angeführt worden, um damit die deutsche Politik als Gewaltpolitik schlecht zu machen. Aber ihre eigenen Staatsmänner haben es nie anders gemacht. Bismarck hat's offen gesagt; sie haben's getan, aber abgeleugnet.



Bismarcks Gegner haben wegen alledem überall gegen ihn gehetzt, so daß er der bestgehaßte Mann in Preußen wurde. Aber er ließ sich nicht anfechten; denn er war ein tapferer Mensch und hatte immer den Mut seiner Überzeugung. Dagegen wurde der König manchmal kleinmütig und sagte einmal zu Bismarck: „Ich weiß, wie das alles endigen wird. Da unter meinen Fenstern wird man Ihnen den Kopf abschlagen und etwas später mir.“ Bismarck antwortete: „Und was dann, Majestät?“ Der König: „Ja, dann sind wir tot.“ „Ja,“ fuhr Bismarck fort, „dann sind wir tot. Aber sterben müssen wir früher oder später doch, und können wir anständiger umkommen? Ich selbst im Kampf für die Sache meines Königs und Eure Majestät, indem Sie Ihre königlichen Rechte von Gottes Gnaden mit dem Blute besiegeln; ob auf dem Schafott oder auf dem Schlachtfeld, ändert nichts an dem rühmlichen Einsetzen von Leib und Leben für die von Gottes Gnaden verliehenen Rechte.“ Unter solchem Zuspruch wuchs auch dem König wieder der Mut; denn auch er war ein tapferer Mensch, und keine Gefahr mochte ihn erschrecken. Aber der Kampf mit dem Abgeordnetenhause ging weiter.

## 12. Der Kampf um Schleswig-Holstein.

Da tauchte eine alte Frage wieder neu auf: die schleswig-holsteinische. Die Verhältnisse der Herzogtümer waren im Jahr 1851 durch das Londoner Protokoll geregelt worden. Dies bestimmte

1. die weibliche Thronfolge, das heißt die des Prinzen von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg gilt auch für die Herzogtümer,
2. die Herzogtümer müssen aber selbständig bleiben.

Die Schleswig-Holsteiner waren mit dem ersten Punkt nicht einverstanden und hielten an der männlichen Thronfolge des Prinzen von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg fest; denn sie dachten: wir kommen ewig nicht von Dänemark los, wenn die weibliche Thronfolge auch für uns gelten soll. All ihr Unglück schoben sie auf das Londoner Protokoll; das haßte man auch im übrigen Deutschland. Es war aber unterzeichnet von den Großmächten England, Frankreich, Rußland, Preußen und Österreich. — Die Dänen aber waren mit dem zweiten Punkte nicht einverstanden. Sie hätten gerne die Herzogtümer zu einem Bestandteil der dänischen Monarchie gemacht. Schon seit Jahren hatten sie die deutsche Sprache unterdrückt, deutsche Beamte, Pfarrer, Lehrer abgesetzt und an ihre Stelle Dänen gesetzt. Im Jahr 1863 wurde eine Gesamtstaatsverfassung von König Friedrich VII. erlassen, in der er Schleswig



für einen Teil Dänemarks, Holstein aber für eine abgabepflichtige Provinz erklärte. Bald darauf starb er, und nun kam der Glücksburger Prinz Christian IX. auf den Thron. Die Schleswig-Holsteiner aber sahen den Prinzen Friedrich von Augustenburg als ihren rechtmäßigen Herzog an. Christian IX. hat jene Gesamtstaatsverfassung angenommen. Hätte er es nicht getan, so hätte er sich wohl gar nicht auf dem dänischen Thron halten können. Aber die Annahme war eine Verletzung des Londoner Protokolls.

Bismarck war entschlossen, diese Verletzung nicht zu dulden. Er vermochte auch Österreich dazu, mitzutun; denn es hatte ja auch das Protokoll mitunterzeichnet, und Preußen und Österreich waren doch die Nächsten zum Eingreifen. Bismarck erklärte sogleich: „Wir wollen am Londoner Protokoll festhalten.“ Kaum hatte er das gesagt, so wurde er von allen Seiten aufs allerschärfste angegriffen. „Der will die Herzogtümer wieder den Dänen überantworten,“ so hieß es; „das ist ein Verräter an der deutschen Sache.“ In Schleswig-Holstein ist tiefste Entmutigung und Verbitterung eingekehrt. „Man läßt uns wieder stecken; denn das Londoner Protokoll ist ja eben unser Unglück,“ so klagte man. Ein trefflicher schleswig-holsteinischer Dichter, Theodor Storm, besuchte damals das Schlachtfeld von Idstedt. Er fand es verwildert und verwahrlost; denn die dänische Regierung gestattete nicht, daß man die Gräber der Freiheitskämpfer von Idstedt schmückte. Da hat ihm doch das Weh über das Elend seines Volkes die Brust schier zersprengen wollen. „Nicht einmal unsere Toten dürfen wir ehren; und wenn die Stunde der Befreiung schlägt, dann läßt uns das deutsche Vaterland wieder stecken und verweist uns auf das Londoner Protokoll. Ach, daß doch die Toten von Idstedt wieder aufstehen könnten! Denn von den Lebenden haben wir nichts zu hoffen.“ So dachte er, und in solchen Gedanken hat er das folgende ergreifende Lied gedichtet:

#### Gräber in Schleswig.

Nicht Kreuz noch Kranz, nur Unkraut wuchert tief;  
Denn die der Tod bei Idstedt einst entboten,  
Hier schlafen sie, und deutsche Ehre schlief  
Hier dreizehn Jahre lang bei diesen Toten.

Und dreizehn Jahre litten jung und alt,  
Was leben blieb, des kleinen Feindes Tücken,  
Und konnten nichts als stumm, die Faust geballt,  
Den Schrei der Wut in ihrer Brust ersticken.



Die Schmach ist aus; der ehrne Würfel fällt:  
 Jetzt oder nie! Erfüllet sind die Zeiten,  
 Des Dänenkönigs Totenglocke gelst;  
 Mir klinget es wie Osterglockenläuten!

Die Erde dröhnt; von Deutschland weht es her,  
 Mir ist, ich hört ein Lied im Winde klingen,  
 Es kommt heran schon wie ein brausend Meer,  
 Um endlich alle Schande zu verschlingen!

Törichter Traum! — Es klingt kein deutsches Lied,  
 Kein Vorwärts schallt von deutschen Bataillonen;  
 Wohl dröhnt der Grund, wohl naht es Glied an Glied,  
 Doch sind's die Reiter dänischer Schwadronen.

Sie kommen nicht. Das Londoner Papier,  
 Es wiegt zu schwer, sie wagen's nicht zu heben.  
 Die Stunde drängt. So helfst, ihr Toten hier!  
 Ich rufe euch und hoffe nichts vom Leben.

Wacht auf, ihr Reiter, schüttelt ab den Sand,  
 Besteigt noch einmal die gestürzten Kenner!  
 Blast, blast, ihr Jäger, für das Vaterland  
 Noch einen Strauß! Wir brauchen Männer, Männer!

Tambour, hervor aus deinem schwarzen Schrein!  
 Noch einmal gilt's das Trommelfell zu schlagen;  
 Soll euer Grab in deutscher Erde sein,  
 So müßt ihr noch ein zweites Leben wagen! —

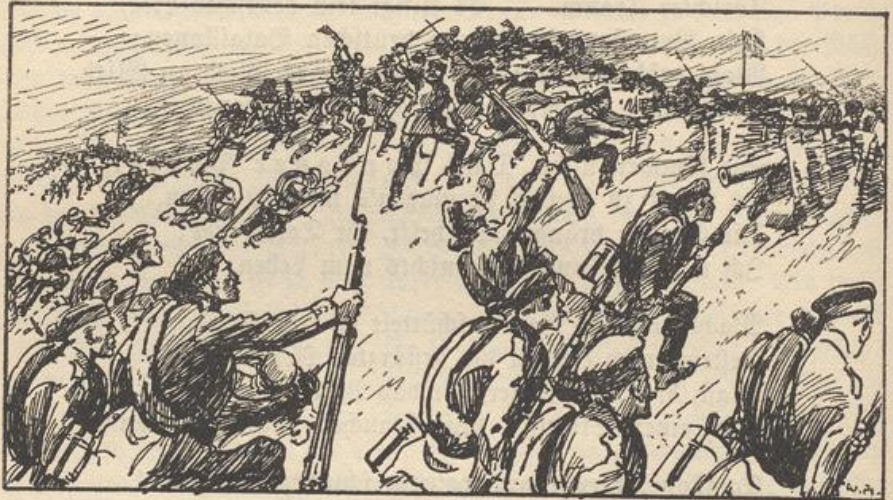
Ich ruf umsonst! Ihr ruht auf ewig aus;  
 Ihr wurdet eine dulddende Gemeinde.  
 Ich aber schrei es in die Welt hinaus:  
 Die deutschen Gräber sind ein Spott der Feinde!

Da merken wir, wie tief die Not damals den Deutschen in Schleswig-Holstein an der Seele fraß. Und wenn Storm erst wüßte, daß infolge des Versailler Friedensvertrags ein großer Teil des schleswigischen Landes wieder in dänische Hände übergegangen ist! Er würde sich im Grabe umdrehen.

Damals aber hat er zum Glück zu schwarz gesehen und, wie die allermeisten Deutschen, Bismarcks Absichten und Beweggründe nicht erkannt. Bismarck war eben klüger als alle andern; er konnte nur seine wah-



ren Absichten und Beweggründe nicht offenbaren. Die Einmischung des Auslandes, vor allem Englands, hatte doch bisher in der schleswig-holsteinischen Frage alles verdorben. Es kam für ihn also vor allem darauf an, diese Einmischung zu verhindern. Sagte er sich vom Londoner Protokoll los, so war sofort die Einmischung des Auslandes da; hielt er aber daran fest, so konnte sich das Ausland nicht einmischen; denn England, Rußland und Frankreich hatten es ja mitunterzeichnet. Und nun ging der Krieg los. Das kleine Dänemark konnte natürlich gegen Preußen und Osterreich nichts machen. Die Preußen stürmten die Düp-



Der Sturm auf die Düppeler Schanzen.

peler Schanzen. Nun richteten die verbündeten Mächte an Dänemark die Aufforderung zur Zurücknahme der Gesamtstaatsverfassung. Und als die dänische Regierung in ihrer Verblendung sich weigerte, konnte Bismarck erklären: „Wenn ihr euch vom Protokoll löset, so gilt es für uns auch nicht mehr.“ Die Preußen eroberten die Insel Alsen und in kurzem waren beide Herzogtümer in der Hand der Verbündeten. Dänemark hatte durch seine Lossetzung vom Protokoll jedes Anrecht auf die Herzogtümer verloren. Bismarck hatte natürlich vorher mit den Großmächten Fühlung genommen. Rußland, das kein Anwachsen der dänischen Macht in der Ostsee wollte, hatte er ganz auf seiner Seite; Napoleon III. wußte er ebenfalls zur Zustimmung zu bewegen. England hätte freilich gern Hindernisse bereitet; aber allein konnte es auch nichts machen. So ward Schleswig-Holstein frei von Dänemark, und das Ausland hat sich nicht eingemischt.



Aber wie nun weiter? In Schleswig-Holstein begehrte man natürlich den Augustenburger. Damit aber wäre ein weiterer Kleinstaat entstanden. War das ratsam? Für Preußen jedenfalls nicht, da die Kleinstaaten alle zu Österreich hinüberhingen. Und gerade dies Land, an Ost- und Nordsee gelegen? Preußen konnte an dieser Stelle keinen feindlichen Staat brauchen. Ja, wenn Kiel an Preußen überlassen und das schleswig-holsteinische Heer unter Preußens Oberbefehl gestellt worden wäre, dann hätte Bismarck den Augustenburger anerkannt. Das aber wollte dieser nicht. So haben Preußen und Österreich zunächst diese Länder gemeinsam verwaltet. Das war hart für den Prinzen, und in Schleswig-Holstein war man damit auch nicht zufrieden. Allein das Wohl des ganzen deutschen Vaterlandes mußte mehr gelten als der Wunsch eines einzelnen.

Wie Großes hat Bismarck später geleistet! Aber er hat immer gesagt: das sei sein Meisterstück gewesen, daß er damals Englands Einmischung verhindert habe. Nun sah man doch in weiten Kreisen ein: hier ist ein Mann, klüger und tatkräftiger als alle die andern. Wie heilsam die Heeresvermehrung war, hat sich auch gezeigt: die verheirateten Landwehrleute brauchten in diesem Krieg nicht auszurücken. Nicht alle sahen das ein, und die Mehrheit des Abgeordnetenhauses war immer noch gegen ihn; denn es hält sehr schwer, bis eine Partei sagt: wir haben Fehler gemacht.

### 13. Der deutsche Krieg 1866.

Die beiden Mächte einigten sich 1865 im Gasteiner Vertrag über Schleswig-Holstein: Preußen sollte Schleswig, Österreich Holstein verwalten. Das kleine Herzogtum Lauenburg aber wurde von Österreich gegen eine Geldentschädigung ganz an Preußen abgetreten. Aber diese Lösung konnte nicht auf die Dauer sein. Preußen regierte recht stramm in Schleswig, Österreich recht gelinde in Holstein; Preußen verbot öffentliche Kundgebungen und Versammlungen für den Augustenburger, Österreich ließ sie zu, ja begünstigte sie. So entstanden bald Zwistigkeiten.

Die Frage der Einigung Deutschlands hat Bismarck schon längst beschäftigt. Natürlich war es sein erstes Ziel, seinen eigenen Staat Preußen stark und mächtig zu machen. Aber im Hintergrunde stand ihm immer die Größe des ganzen Deutschlands. So war ihm auch die schleswig-holsteinische Frage nur ein Schritt auf dem Weg zur Lösung der deutschen Frage. Nun mußte die Auseinandersetzung mit Österreich kommen. In den Vorverhandlungen griff er zurück auf die Gedanken



von 1848 und 1849. Er stellte beim Bundestag den Antrag auf förmliche Erneuerung des Bundes: Berufung eines deutschen Parlamentes auf Grund des allgemeinen, gleichen, direkten Wahlrechts und durch diese Umgestaltung des Deutschen Bundes. An den Leiden und dem Befreiungskampf von Schleswig-Holstein war das deutsche Nationalgefühl groß geworden; konnte er nicht hoffen, das deutsche Volk für sich zu gewinnen, wenn er jetzt den Gedanken der Einigung in die Massen hineinwarf? — Bei den Regierungen der Mittel- und Kleinstaaten hat er allerdings wenig Erfolg gehabt; denn Oesterreich war gegen eine Bundesreform, und die anderen waren zu fest an Oesterreich gebunden. Aber er fühlte sich auch zum Kampfe stark genug. Die Dinge trieben einem Zusammenstoß zu. — Schon begann man auf beiden Seiten zu rüsten und sich nach Bundesgenossen umzusehn. Bismarck hat Preußen den Rücken trefflich gedeckt.

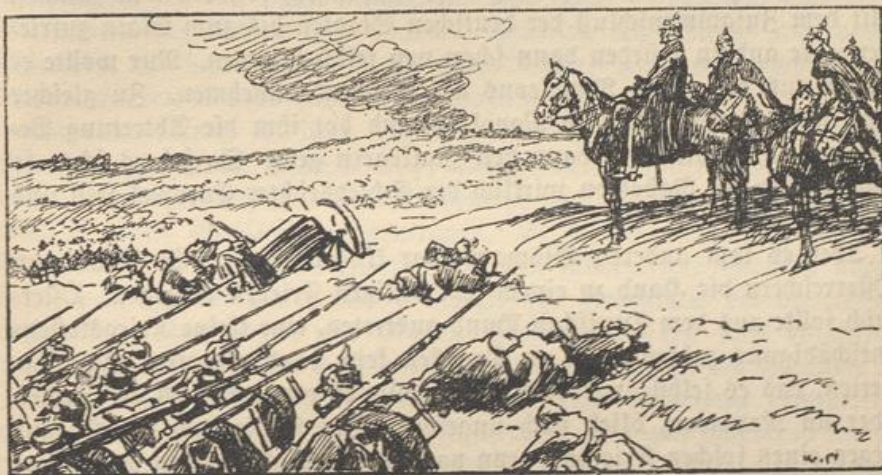
Er war immer darauf aus gewesen, mit Rußland gut Freund zu sein. So wußte er: Diese Macht tritt keinesfalls auf Oesterreichs Seite. Außerdem schloß er ein Bündnis mit Italien; denn dieses Land strebte nach Einigung. Die Lombardei und Venetien waren österreichisch gewesen. Die Lombardei hatte Italien 1859 mit Frankreichs Hilfe gewonnen; jetzt hoffte es noch Venetien zu erhalten. Dann fehlte zu völliger Einigung nur noch der Rest des Kirchenstaats mit Rom. Wie aber stellte sich Napoleon? Er nahm eine Stellung zwischen den Parteien ein; denn er hoffte zuletzt den Schiedsrichter und Vermittler machen und dabei für Frankreich einen schönen Gewinn heraus schlagen zu können. — Oesterreich hatte auf seiner Seite fast alle deutschen Mittel- und Kleinstaaten. Nur Mecklenburg, Oldenburg, die thüringischen Staaten und die drei Hansestädte stellten sich auf Preußens Seite.

Schwer entschloß sich König Wilhelm zum Krieg. Die Stimmung in den meisten deutschen Staaten, zum Teil auch in Preußen, war gegen Bismarck. Aber der Gegensatz zwischen Preußen und Oesterreich mußte mit dem Schwerte ausgeglichen werden; es ging nicht anders. Der Kampf war scheinbar recht ungleich. Oesterreich hatte doppelt so viel Einwohner als Preußen, und dazu kamen noch die meisten deutschen Mittel- und Kleinstaaten. Die Macht Italiens hat man in Oesterreich mit Recht nur gering angeschlagen. Allein Preußen hatte ein einheitlich geleitetes, trefflich geschultes Heer und in Helmuth von Moltke einen ganz hervorragenden Generalstabschef. Oesterreich hatte in General Benedek einen zwar tapferen, aber unbedeutenden Führer; den Truppen der Mittel- und Kleinstaaten aber fehlte es an jeder einheitlichen Leitung.

Preußische Heere überschritten die Grenzen von Sachsen, Hannover und Kurhessen. Die Kurhessen entwichen nach Süden, die Hannoveraner



wurden bei Langensalza zur Übergabe gezwungen. Die Hauptmacht rückte in drei Armeen in Böhmen ein. Nach einer Reihe von glücklichen Gefechten stellten zwei preussische Armeen am 3. Juli die österreichische Hauptmacht in der Nähe von Königgrätz zum Kampf. Es war ein harter Kampf; aber endlich ward er durch das Eintreffen der dritten Armee unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm entschieden. Die Österreicher wurden gänzlich geschlagen. Man nennt die Schlacht entweder nach **K ö n i g g r ä t z** oder nach dem Städtchen **S a d o w a**.



Königgrätz.

Damit war schon der ganze Krieg entschieden. Die süddeutschen Truppen kämpften noch weiter: aber die Bayern wurden bei Kissingen, die Württemberger bei Taubertschheim geschlagen. An Tapferkeit fehlte es ihnen damals so wenig wie heute, wohl aber an der rechten Leitung und der rechten Bewaffnung. Die Preußen hatten das Zündnadelgewehr, den ersten Hinterlader; die süddeutschen Truppen hatten noch ein Vorderladegewehr, das man mit einem Ladestock zum Lauf hereinlud. Aber das Zündnadelgewehr war weit überlegen; es schoß schneller und weiter.

Die Italiener hatten mittlerweile schlechte Geschäfte gemacht. Bei Custozza war ihr Landheer von den Österreichern gründlich geschlagen worden; bei Lissa wurde ihre Flotte von der österreichischen unter Tegetthoff völlig vernichtet.

In ein paar Wochen war der ganze Krieg entschieden. Nun handelte es sich wieder um die Verhinderung der Einmischung des Auslandes, vor



allem Napoleons. Dieser fürchtete schon die Einigung Deutschlands. Er gedachte sie zu verhindern. Er dachte sich die zukünftige Gestaltung der Dinge folgendermaßen: Preußen wird vergrößert und schließt sich mit den norddeutschen Staaten zusammen; Österreich tritt aus dem deutschen Bunde aus; die süddeutschen Staaten aber bleiben selbständig und lehnen sich an Frankreich an wie früher der Rheinbund an Napoleon I. So dachte er die Deutschen zu entzweien und nach dem Grundsatz: „Teile und herrsche“ über alle miteinander herrschen zu können. Bismarck wollte die Einigung Deutschlands auch nicht erzwingen, sondern war zunächst mit dem Zusammenschluß der deutschen Staaten bis zum Main zufrieden; die andern würden dann schon von selbst kommen. Nur wollte er nichts aus der Hand Napoleons als Geschenk annehmen. Zu gleicher Zeit näherte sich Österreich Napoleon und bot ihm die Abtretung Venetiens an, damit er es dann den Italienern gebe. So sah es schon so aus, wie wenn Napoleon wirklich der Schiedsrichter Europas sein und bleiben sollte.

Aber es kam anders; Bismarck war klüger als er. Er streckte den Österreichern die Hand zu einem sehr billigen Frieden entgegen. Österreich sollte aus dem Deutschen Bund austreten, eine kleine Kriegskostenentschädigung zahlen, aber an Preußen kein Land abtreten. Nur Venetien, das es selbst angeboten hatte, sollte es verlieren; ob an Italien oder an Napoleon, blieb noch ungewiß. Der König war zuerst ganz gegen einen solchen Frieden; denn nach einem so glänzenden Siege hinausgehen ohne Landerwerb, das schien ihm eine Schmach zu sein. Endlich gab er nach. Bismarck sah voraus, daß Preußen und Österreich später wieder zusammenleben und gute Freunde werden müssen; dazu wollte er durch diesen günstigen Frieden die Wege ebnen. So wurde in Nikolsburg der Vorfriede, in Prag später der endgültige Friede geschlossen. Auch die süddeutschen Staaten Bayern, Württemberg, Baden, Hessen, kamen mit einer kleinen Kriegskostenentschädigung sehr glimpflich davon; Bismarck wollte sie nicht vor den Kopf stoßen. Anders die nord- und mitteldeutschen Staaten, die mitten im preußischen Gebiet lagen und trotz Bismarcks Warnung sich am Krieg gegen Preußen beteiligt hatten. Hannover, Kurhessen, Nassau wurden preußisch und ihre Fürstenhäuser entthront; ebenso die Stadt Frankfurt. Dazu erhielt Preußen Schleswig-Holstein. So ging Preußen stark vergrößert aus dem Krieg hervor; seine beiden vorher getrennten Reichshälften waren jetzt vereinigt, dazu hatte es auf breitem Raume die Nordseeküste erreicht. Nach diesem glücklichen Kriege trat Bismarck im Auftrag des Königs vor das Abgeordnetenhaus und bat nachträglich, die ohne Genehmigung verwandten Summen zu genehmigen. Die Abgeordneten



fahen auch ein, wie gut es gewesen war, daß die Regierung nicht ihnen gefolgt hatte und sagten ja. Friede war nun wieder in Preußen zwischen Regierung und Volksvertretung.

So war alles abgegangen ohne Napoleons Vermittlung. Nun hätte er noch gerne zwischen Osterreich und Italien vermittelt und Venetien den Italienern gegeben. Aber wie diese das merkten, hieß es allgemein: „Osterreich soll uns Venetien abtreten; wir wollen nichts von Napoleon.“ Sie hatten Napoleon gar nicht gern, weil seine Truppen Rom und den Kirchenstaat für den Papst beschützten. Und Rom — das war doch der Schlußstein der italienischen Einheit. Venetien erhielten sie nun von Osterreich, und hatten somit wieder durch Niederlagen etwas gewonnen; die preußischen Waffen hatten ihnen dazu geholfen.

Napoleon kränkte es bitter, daß man ihn nicht gebraucht hatte. Preußen hatte gewonnen, Italien auch; und Frankreich sollte nichts bekommen! Er wußte, daß sein Thron bedenklich wackelte. So suchte er nachträglich einen Gewinn davonzutragen. Er schickte seinen Gesandten Benedetti noch vor dem Frieden mit den süddeutschen Staaten nach Nikolsburg zu Bismarck und verlangte für Frankreich die bayrische Rheinpfalz, Rheinhessen und Mainz. Bismarck erklärte aufs entschiedenste: „Deutsches Land wird nicht abgetreten.“ Darauf der Gesandte: „Dann ist Krieg mit Frankreich unvermeidlich.“ Bismarck erwiderte ruhig: „Gut, dann ist eben Krieg.“ Zum Krieg aber war Napoleon nicht gerüstet, und so mußte sein Gesandter unverrichteter Dinge abziehen. Nochmals kam er bald darauf mit dem Verlangen, Frankreich soll Belgien und Luxemburg bekommen, dazu Landau und das Gebiet der oberen Saar. Bismarck blieb dabei: „Kein Fuß breit deutscher Erde wird abgetreten.“ Die Frage von Luxemburg und Belgien zog er hinaus, bis sie später im Sande verlief. Aber schon damals hätten die Franzosen gern Belgien eingesackt, ohne nach dessen Neutralität etwas zu fragen. Nach 1867 bot sich ihnen Gelegenheit zum Erwerb Luxemburgs. Der König von Holland war zugleich Großherzog von Luxemburg und hätte Lust gehabt, dieses Land an Frankreich abzutreten. Aber die Luxemburger Bevölkerung war deutsch. Da ging ein Sturm der Entrüstung durch das deutsche Volk, und im norddeutschen Reichstag hieß es: „Das darf nicht sein, daß deutsches Land an die Franzosen kommt.“ Da wurde die Sache dem König von Holland bedenklich, und er ging zurück. — Frankreich hatte nichts erhalten, sondern lauter diplomatische Niederlagen erlitten. Um so größer wurde jetzt der Neid auf Preußen, und man fürchtete: wenn es so weiter geht, wird Preußen mächtiger und angesehenener als Frankreich. Darum Rache für Sadowa!

In Deutschland ist nach diesem Kriege das Werk der Einigung mäch-



tig vorangegangen. Die norddeutschen Staaten bis zum Main einigten sich unter Preußens Leitung im *Norddeutschen Bund*. In diesem Bund stand neben der Regierung der Reichstag, gewählt durch das allgemeine, gleiche Wahlrecht. Mit den süddeutschen Staaten schloß Bismarck ein *geheimes Schutz- und Trutzbündnis*, worin sich diese Staaten verpflichteten, im Kriegsfall dem Norddeutschen Bunde mit ihrer ganzen Streitmacht beizustehen und ihre Truppen unter den Oberbefehl des Königs von Preußen zu stellen.

Deutschland stand jetzt da, stärker und einiger als seit vielen Jahrhunderten. Der Norden war geeinigt, und der Süden mit dem Norden durch Verträge für den Kriegsfall verbunden. Das war das Werk des großen Staatsmannes. Was 1848 die vielen nicht fertig gebracht hatten, das hat der eine große Mann gemacht. „Setzen wir Deutschland in den Sattel,“ sagte er, „reiten wird es schon können.“

#### 14. Der deutsch-französische Krieg und die Aufrichtung des Deutschen Reiches.

Deutsche und Franzosen waren einst durch Karl den Großen in *einem Reiche* vereinigt gewesen. Aber schon unter seinen Enkeln fielen die zwei Hälften: das ostfränkische und westfränkische Reich auseinander. In die Mitte schob sich zunächst ein Streifen, der Karls des Großen Enkel Lothar zufiel und daher Lothringen genannt wurde. Als Lothars Geschlecht ausstarb, war die Frage: wohin fällt dieser Streifen, nach Westen oder nach Osten? Das Reich, das ihn bekommt, ist wohl das mächtigste von beiden. Und dieser Streifen war all die vielen Jahrhunderte her der Zankapfel zwischen Deutschland und Frankreich. Zunächst stieg Deutschland in die Höhe, nannte jene Lande sein und hatte die Macht unter den sächsischen, fränkischen und hohenstaufischen Kaisern; Frankreich war damals noch zerrissen und ohnmächtig. Mit dem Untergang der Hohenstaufen ward Deutschland schwach; aber Frankreich, dessen Ansehen schon in den Kreuzzügen mächtig gewachsen war, stieg empor. Noch hatten die Franzosen nach anderer Seite hin — mit England — viel zu kämpfen; aber im 14. Jahrhundert ward Frankreich geeinigt, Deutschland zerrissen und ohnmächtig. Aber nun schob sich zwischen Frankreich und Deutschland eine dritte Macht hinein: die burgundische. Das dauerte nicht lange; und durch Heirat kam Burgund zwar nicht an Deutschland, aber an Österreich, an das Haus Habsburg. Und nun kam's zu langen Kämpfen zwischen Frankreich und dem Hause Habsburg, vor allem im 16. Jahrhundert. Frankreich erlag zuerst; aber bald gewann



es durch deutsche Uneinigkeit wieder Macht und Einfluß und erhielt Metz, Toul und Verdun. Im 17. Jahrhundert hat Frankreich aus deutscher Uneinigkeit vollends den größten Gewinn gezogen und erst einen Teil des Elsasses, hernach unter Ludwig XIV. ganz Elsaß und Lothringen an sich gerissen. Unter Ludwig XIV. stand Frankreich als erste Macht in Europa da. Aber durch seine unersättliche Eroberungssucht hat er selbst den Grund zum Niedergang gelegt; denn neben dem alten Gegner Österreich zog er sich jetzt einen neuen gefährlichen Feind, England, zu. Unter Ludwig XV. sank Frankreichs Macht; aber in Deutschland stieg in dem Preußen Friedrichs des Großen eine neue Macht empor, die sich siegreich gegen halb Europa behauptete. Damals hüßte Frankreich gegen England ungeheuer ein in Amerika und Indien. Das Königtum ging zugrunde; aber durch die Revolution ward die Nation erst recht geeinigt und strebte nach Eroberungen in dem schwachen Deutschland. Es gelang; sie haben das linke Rheinufer an sich gerissen. Und Napoleon erst hat einen großen Teil Deutschlands erobert, einen andern im Rheinbunde vereinigt, und der Rest konnte ihm nicht mehr widerstehen. Er errichtete ein neues Reich Karls des Großen; nur diesmal nicht unter einem deutschen, sondern unter einem französischen Herrscher. Er ward gestürzt, aber Frankreich doch nicht wesentlich geschädigt. Elsaß-Lothringen durfte es behalten, aber Deutschland blieb schwach und uneinig; und gerade darin ruhte Frankreichs Macht. Unter Napoleon III. stieg Frankreich noch einmal empor. Es war nicht der erste unter den europäischen Staaten — an diesen Platz hatte sich England gedrängt —; aber der erste unter den Festlandsstaaten; und ganz Europa hörte allemal aufmerksam zu, wenn Napoleon am Neujahrstage die fremden Gesandten empfing und seine Neujahrsansprache hielt. Aber sein Stern sank in den sechziger Jahren. Ein unglückliches Unternehmen in Mexiko hat ihm im eigenen Lande unendlich geschadet. Preußen stieg durch Bismarcksche Staatskunst auf, gewann den Sieg über Österreich und einigte den Norden Deutschlands. Brennende Eifersucht bemächtigte sich der Franzosen. „Deutschlands Uneinigkeit war unser Gewinn; wird nicht seine Einigkeit unser Schaden sein? Bisher waren wir die ersten; werden wir nicht durch diese neue Macht an die zweite Stelle gedrängt werden?“ so dachte man in Frankreich. Österreichs Niederlage empfand man als Frankreichs Niederlage; daher: „Rache für Sadowa!“ Es handelte sich um Frankreichs Weltstellung, und seit 1866 war Krieg mit Frankreich unvermeidlich. Wir konnten nicht einig und stark werden, ohne die Eifersucht und den Haß Frankreichs herauszufordern.

In Deutschland glaubte man in diesen vier Jahren, wir leben im tiefsten Frieden. Bismarck aber wußte wohl, daß diese paar Jahre voll



von Kriegsgefahren waren. Inſgeheim knüpften die Franzosen mit Oesterreich an und haben für den Kriegsfall die Zusage einer Unterstützung von dorthier empfangen. Auch die Italiener waren bereit mitzutun — zum Dank für Preußens Hilfe zu ihrer Einigung im Jahr 1866. Es war Zündstoff genug da; ein Funke, und der Brand konnte losgehen.

Der Funke kam. Die Spanier hatten im Jahr 1868 ihre Königin Isabella verjagt und eine Republik eingerichtet. Aber sie wollten nun doch wieder einen König haben. Da kamen sie auf den Prinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen. Wohl waren diese Hohenzollern eine Seitenlinie des regierenden Hohenzollernhauses; allein da der Prinz mit der Napoleonischen Familie noch näher verwandt war, dachte man weder in Spanien noch in Deutschland daran, daß diese Wahl in Frankreich Anstoß erregen werde. Bismarck wäre es ganz erwünscht gewesen, wenn der Prinz angenommen hätte; denn da Frankreich immer ein gefährlicher Nachbar war, so wäre eine mit Deutschland befreundete Macht an Frankreichs Pyrenäengrenze ganz heilsam gewesen. Bismarck hat daher dem Prinzen sehr zugeredet; aber amtlich wollte er nichts mit der Sache zu tun haben. So nahm Leopold an. Sogleich war in Frankreich große Entrüstung. Die französische Regierung hätte sich an die spanische wenden können; das tat sie nicht. Sie hätte sich auch an den Prinzen wenden können; das tat sie auch nicht. Sie hielt sich bloß an Preußen. Der französische Minister Gramont redete drohende Worte in der Kammer; und der Kaiser schickte seinen Gesandten Benedetti zum König von Preußen, der sich damals in Ems in der Badekur befand, um ihm sagen zu lassen, daß Frankreich die Thronbesteigung des Prinzen Leopold nicht dulden könne. Der König war ein friedliebender Mann und wollte in seinem Alter nicht noch einen dritten Krieg führen. So sagte er dem Gesandten: er könne zwar dem Prinzen die Annahme nicht verbieten; aber um des Friedens willen redete er dem Prinzen doch zu, er möge verzichten — und dieser tat es. Der ganze Streit schien beigelegt. Bismarck war nicht damit einverstanden, daß es so gegangen war. Nach seiner Meinung hätte der König mit Benedetti überhaupt nicht verhandeln dürfen, vollends nicht nachdem Gramont in der Kammer gedroht hatte. Denn der Verzicht des Prinzen nach der Drohung erschien jetzt als eine Niederlage Preußens — und war es auch.

Aber die Franzosen wollten den Krieg unter allen Umständen. Daher waren sie mit ihrem Erfolg nicht zufrieden, sondern Gramont verlangte vom preußischen Gesandten: der König müsse an Napoleon einen Entschuldigungsbrief schreiben. Zugleich beauftragte er Benedetti, er möge vom König eine Erklärung des Inhalts verlangen: die preußische Regierung verpflichtet sich, niemals zuzugeben, daß ein deutscher Prinz



Spaniens Thron besteigt. Das war auch dem friedliebenden König zu bunt, und er ließ Benedetti, als er immer wieder ihn zu sprechen begehrte, sagen: er habe ihm nichts weiter mitzuteilen. Das ließ der König an Bismarck telegraphieren und ihm sagen: er möge diesen Hergang der Dinge allen preußischen Gesandtschaften und den Zeitungen mitteilen. Bismarck faßte die ganze Geschichte in einem kurzen und treffenden Bericht zusammen (der sogenannten Emscher Depesche) und sandte ihn an alle preußischen Gesandtschaften und an alle größeren Zeitungen. Das schlug ein wie eine Bombe, und vor der ganzen Welt erschien Frankreich als der Händelsucher. In Paris war große Bestürzung. Einen Tag lang zögerte Napoleon: ein paarmal gab er seinem Ministerium den Befehl zur Mobilmachung und nahm ihn ein paarmal wieder zurück; endlich in den Nachtstunden des 19. Juli blieb es bei der Mobilmachung, auf die die Kriegserklärung folgte.

Der wahre Kriegsgrund war: Frankreich will Preußen drunten halten; es soll bei allem, was es in der äußeren Politik tun und lassen will, vorher Frankreich um Erlaubnis bitten.

In Paris war große Begeisterung. „Nach Berlin!“ brüllten die Volksmassen. „Wir sind erzbereit,“ hatte der französische Kriegsminister Leboeuf gesagt; alle Franzosen waren überzeugt, daß sie in ein paar Wochen Berlin erreichen würden.

In Deutschland scharte sich alles einmütig um König Wilhelm. Die süddeutschen Staaten erfüllten ihre Vertragspflicht und stellten ihre Heere unter preußischen Oberbefehl, während man in Frankreich gehofft hatte, sie würden neutral bleiben. Aller innere Hader war vergessen; man ahnte: jetzt wird das Hoffen der Deutschen wahr.

Drei Heere wurden gebildet: das erste unter General von Steinmetz, das zweite unter dem Prinzen Friedrich Karl von Preußen, das dritte unter dem Kronprinzen. Zu dem letzteren gehörten auch die süddeutschen Truppen; und die lebenswürdige Art des Kronprinzen trug viel dazu bei, die Süddeutschen für Preußen zu gewinnen. Der Chef des Generalstabs war Moltke.

Als die deutschen Heere schon schlagfertig an der französischen Grenze standen, sammelten sich erst nach und nach die französischen Heere: eines im Elsaß unter Marschall Mac Mahon, das andere um Metz unter Bazaine. Ehe sich's die Franzosen versahen, ward ein vorgeschobenes Korps bei Weißenburg am 4. August von den Truppen des Kronprinzen völlig geschlagen. Und am 6. August erlitt die ganze Armee Mac Mahons eine schwere Niederlage bei Wörth und Fröschweiler. In wilder Flucht rettete Mac Mahon die Trümmer seines Heeres nach Westen hin und suchte sie bei Chalons wieder zu sammeln. Am gleichen Tage er-



fochten Teile der ersten und zweiten Armee einen glänzenden Sieg über die Franzosen durch Erstürmung der Spicherer Höhen. Das war ein Jubel! Die siegreichen deutschen Heere setzten ihren Marsch nach Westen weiter fort.

Bei Metz hatte sich die stärkste französische Armee unter Bazaine gesammelt. Am 14. August traf die erste Armee unter Steinmetz auf einen Teil der französischen Streitkräfte und schlug sie östlich von Metz bei Colombey-Nouilly. Die zweite Armee unter Prinz Friedrich Karl war südlich von Metz über die Mosel gegangen, um Bazaine von



Aus den Kämpfen von 1870

Westen her zu fassen. Da stieß westlich von Metz am 16. August das dritte preussische Korps unter General von Alvensleben bei Bionville und Marslatour auf weit überlegene französische Streitkräfte. Aber trotzdem war sein Entschluß gefaßt: unter allen Umständen auszuhalten und den Franzosen die Rückzugsstraße zu sperren. So geschah es. Es war ein heißer, blutiger Tag. Den ganzen Tag über mußte das kleine Häuflein Brandenburger unter schweren Verlusten dem vierfach überlegenen Gegner standhalten. Als die Not am höchsten war, haben 7. Kürassiere und 16. Ulanen in wildem Ansturm die feindliche Infanterie und Artillerie durchbrochen; dann mußten sie wieder zurück. Über die Hälfte blieb auf dem Schlachtfelde. Das war der Todesritt von Marslatour. Aber die Franzosen waren aufgehalten. Endlich am Abend kam das zehnte Korps mit dem Prinzen Friedrich Karl zu Hilfe; und nun ging's leichter. Der Zweck war erreicht. Am 17. August kam erst die



ganze Heeresmacht der ersten und zweiten Armee und am 18. ward die große Schlacht geschlagen, die vom Standort des Königs den Namen Gravelotte führt. Auf zwölf Kilometer Länge dehnte sich die deutsche Linie aus von St. Privat bis Gravelotte. Nach harten Kämpfen, in denen namentlich die preussische Garde bei St. Privat schwere Verluste erlitt, brach gegen Abend der feindliche Widerstand bei St. Privat zusammen; der Feind ward nach Metz hineingeworfen, und die ganze Armee, 180 000 Mann stark, saß in der Festung wie in einer Mause-



König Wilhelm und Napoleon III. in Bellevue.

falle; denn Metz ward rings herum eingeschlossen. Mac Mahon hatte bei Chalons sein Heer wieder gesammelt und wollte in einem großen Bogen an der belgischen Grenze entlang von Osten her gegen Metz kommen und den Deutschen in den Rücken fallen. Die Armee des Kronprinzen marschierte von Wörth an immer nach Westen, Paris zu; denn dort vermutete sie Mac Mahon. Aber eines Tags kam die Kunde: Mac Mahon ist gegen Norden abmarschiert. Da befahl Moltke: „Augenblicklich rechts schwenken und mit der ganzen Heeresmacht so schnell als möglich nach Norden marschieren!“ So geschah's. Von Vitry le francois ging's in atemlosen Märschen nach Norden. Zu gleicher Zeit ward von der Belagerungsarmee von Metz eine vierte Armee, die Maasarmee,



unter dem Kronprinzen von Sachsen abgezweigt; sie marschierte nach Nordwesten. Bei Beaumont an der Maas traf sie am 30. August mit dem Feinde zusammen. Die Franzosen wurden geworfen und sahen sich gezwungen, auf das weiter abwärts an der Maas gelegene Städtchen Sedan, eine kleine Festung, zurückzugehen. Mittlerweile war auch das Heer des Kronprinzen herangekommen, und beide Heere schlossen sich um Sedan herum zusammen; und als es ihnen gelungen war, sich auch zwischen Sedan und die belgische Grenze einzuschieben, da war der eiserne Ring geschlossen und Mac Mahon war in der Falle. Er nahm am 1. September den Kampf auf, der von vornherein aussichtslos war. Gleich bei Beginn der Schlacht ward Mac Mahon verwundet und mußte den Oberbefehl an General Wimpffen abgeben. Alle Anstrengungen der Franzosen waren umsonst; am Abend war es ihnen klar: die Schlacht ist völlig verloren. Da ritt ein französischer General zum König Wilhelm und überbrachte ihm einen Brief Napoleons: da es ihm nicht vergönnt gewesen sei, an der Spitze seiner Truppen zu sterben, so übergebe er hie mit seinen Degen in die Hände des Königs. Das war eine Überraschung! Man hatte gar nicht gewußt, daß Napoleon beim Heer Mac Mahons sei! Noch am Abend kam General Wimpffen mit andern französischen Führern mit Moltke und Bismarck zusammen, um mit ihnen über die Bedingungen der Übergabe zu verhandeln. Das ganze Heer mußte sich kriegsgefangen geben. Am Morgen kam Napoleon mit Bismarck in einem Weberhäuschen bei Donchery und nachher mit König Wilhelm in einem Schloßchen bei Frenois zusammen. Das war ein Zusammentreffen! Der Sohn der Frau, die Napoleon I. so roh behandelt hatte, und der Nefte Napoleons I.! Aber König Wilhelm war ein ritterlicher Mann; er behandelte den geschlagenen Gegner edelmütig. Er ließ ihm das Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel als Wohnsitz anweisen. Es war dasselbe Schloß, in dem einst ein anderer Dunkel Napoleons III., der König Jérôme von Westfalen, gehaust und Feste gefeiert hatte.

Aber in Deutschland welcher Jubel! „Welche Wendung durch Gottes Fügung!“ hatte König Wilhelm seiner Gemahlin telegraphiert. Das eine französische Heer völlig vernichtet, das andere in Metz hoffnungslos eingeschlossen! Es war gut, daß alles so schnell gegangen war; sonst hätten wohl Österreicher und Italiener, getreu ihrer Abmachung mit Napoleon, doch noch eingegriffen. So aber trauten sie sich's nicht mehr.

In Paris entstand Revolution. Napoleon und sein Haus wurde des Thrones für verlustig und Frankreich zur Republik erklärt. Die Kaiserin floh mit ihrem Sohne nach England. An die Spitze trat die „Regierung der nationalen Verteidigung“; General Trochu war der Präsident, der Advokat Jules Favre und der junge Leon Gambetta waren die leitend-



den Männer. Die Hoffnung auf Frieden erfüllte sich nicht; die Franzosen gaben noch nicht nach. Der Marsch ging auf Paris zu.

Am 15. September erschienen die ersten deutschen Truppen vor Paris. Die Stadt war schon damals eine ungeheure Festung mit einem großen Kranze von Forts, und die Einschließung brauchte eine gewaltige Masse von Truppen. Aber es gelang: Paris war belagert. Gambetta floh im Luftballon aus Paris und begab sich nach Tours. Dort wollte er die nationale Verteidigung einrichten und neue Heere aus der Erde stampfen. In echt französischer Einbildung hielten die Franzosen Paris für den Mittelpunkt der Welt und glaubten, die ganze Welt müsse sich dagegen wehren, daß über diesen Mittelpunkt der Welt die Schrecken des Krieges kommen. Der französische Staatsmann Thiers machte eine Rundreise an alle europäischen Höfe um Hilfe zu suchen; aber er fand überall höfliche Abweisung. Verhandlungen zwischen Jules Favre und Bismarck zerfielen an Favres Erklärung: „Keinen Fuß breit von unserem Lande, keinen Stein von unsern Festungen.“

Im Lande ward gewaltig für die Befreiung der Hauptstadt gerüstet. Gambetta hat neue Heere gebildet; allein es fehlte an Ausbildung, Kleidung und Bewaffnung. Die Lieferungen aus England waren schlecht und teuer. An der Loire ward ein neues Heer, die *Loire armée*, gebildet; ihr Führer war Frankreichs fähigster Heersführer General Chanzy. Eine gewaltige Truppenmasse wurde da zusammengestellt, um von Süden her Paris zu befreien. Frankreichs Jugend strömte voll Vaterlandsliebe zu den Waffen.

Die deutschen Streitkräfte waren an Zahl weit geringer, da eine Armee vor Paris, eine andere vor Metz festgelegt war. An die Loire konnte kaum mehr als ein bayerisches Armeekorps unter General von der Tann geschickt werden. Er nahm zuerst Orleans, mußte aber dann vor fünf- bis sechsfacher Übermacht sich zurückziehen und die Stadt wieder räumen. — Am 27. Oktober fiel Metz, und die ganze französische Armee, 180 000 Mann, mußte in die Gefangenschaft wandern. So konnte dem kleinen Häuflein von der Tanns Verstärkung gesandt werden. Zunächst ward eine neue Armeedivision unter dem Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg gebildet; dann kam langsam das Heer Friedrich Karls heran. Es tat auch not; denn von allen Seiten her zog Chanzy neue Truppen zusammen, um die Deutschen zu durchbrechen; und zu gleicher Zeit machte die Besatzung von Paris wütende Ausfälle. Aber nirgends gelang es. Doch kamen noch sehr schwere Tage für die Deutschen, zumal im Winter, wo es an Kleidung, Schuhwerk und Nahrung bedenklich fehlte. Überall standen sie gegen eine große Übermacht. Am 28. November hielt ein kleines Häuflein vom Heere



Friedrich Karls bei *Beaune la Rolande* gegen erdrückende Übermacht nicht nur ruhmreich stand, sondern zwang auch die Angreifer zum Rückzug. Am 1. und 2. Dezember kämpfte die Armeedivision des Großherzogs von Mecklenburg einen harten, aber siegreichen Kampf bei *Loigny-Poigny*; infolge davon fiel Orleans wieder in deutsche Hand. Vom 8. bis 10. Dezember hatten die Deutschen bei bitterer Kälte bei *Beaugency* und *Cravant* furchtbare Kämpfe zu bestehen; aber das Ende war auch hier gut: Chanzy's Heer mußte nach dem Westen abziehen. Aber am 1. Januar ging's unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl wieder los gegen den Feind, der weiter und weiter nach Westen gedrängt wurde. Tours wurde genommen; Gambetta mußte nach Bordeaux fliehen. Endlich kam's bei *Le Mans* zum Entscheidungskampf vom 10. bis 12. Januar. Chanzy's Truppen hatten keine Widerstandskraft und keine Disziplin mehr; sie erlagen. Le Mans ward genommen. Die Loirearmee war damit erledigt.

Wie vom Süden, so suchten auch vom Norden her die Franzosen ihrer Hauptstadt Hilfe zu bringen. Dort bildete sich unter *Faidherbe* eine neue Armee. Gegen sie ward die erste deutsche Armee, jetzt unter *Manteuffel*, entsandt. Er besiegte den Feind am 27. November bei *Amiens*; doch konnte Faidherbe sein Heer noch in schlagfertigem Zustand erhalten. Am 23. und 24. Dezember schlug Manteuffel den Feind an der *Halle* östlich von Amiens; am 3. Januar kam's zu erneutem Zusammenstoß bei *Vapaume* gegen eine dreieinhalbfache französische Übermacht; der Kampf blieb unentschieden. Manteuffel ward auf einen andern Posten abberufen, und ein ganz hervorragender Führer, General von *Soeben*, trat an die Spitze. Er schlug am 19. Januar bei *St. Quentin* die Franzosen so entscheidend, daß auch die Nordarmee erledigt war.

Aber noch eine Hilfe für Paris war von Südosten her geplant. Am 27. September hatte General *Werder* Straßburg eingenommen; und nun belagerte er Belfort, eine schon von Natur überaus starke Festung. Andere deutsche Kräfte hatten bei Dijon und Nuits harte Kämpfe zu bestehen. — Zur Loirearmee hatte auch General *Bourbaki* mit einem Heere gehört, das er nicht mit Chanzy hatte vereinigen können. Er wollte sein Heer auf 140—150 000 Mann verstärken, gegen Werders schwache Kräfte marschieren, Belfort entsetzen, ins Oberelsaß einfallen, den Deutschen in den Rücken kommen und am Ende gar nach Süddeutschland einmarschieren. Dann würden die Deutschen die Belagerung von Paris aufgeben und die Heimat retten müssen. Große Hoffnungen hat man auf diesen Plan gesetzt. — Aber Bourbakis Truppenmassen waren ungeübt, schlecht bewaffnet und bekleidet. Ihm gegenüber standen kriegs-



geübte, eiserne Männer. Trotzdem war Werders Lage schwierig: vor sich eine an Zahl weit überlegene Armee, hinter sich eine starke Festung. Sein Korps nahm eine Stellung an der *L i s a i n e* ein, einem Flüsschen, das westlich von Velfort von Norden nach Süden fließt. Dort erwarteten sie in ganz dünner Linie den Feind mit dem festen Vorsatz: hier kommt niemand durch. Vom 15. bis 17. Januar rannten die Franzosen an; aber die Deutschen standen „wie Fels und Mauerwall“. Das Ende war, daß die Franzosen am 18. den Rückzug antreten mußten. Und nun kam für Werder Hilfe: eine neue Armee, die Südarkmee, unter Manteuffel. Sie drückte Bourbatis Heer immer näher über Pontarlier an die Schweizer Grenze heran. Der Führer sah, daß nichts anderes übrig blieb als Ergebung oder Übertritt auf Schweizer Gebiet. Bourbati machte in der Verzweiflung einen Selbstmordversuch. Sein Stellvertreter, General Clinchant, führte das Heer auf Schweizer Gebiet. Dort ward es in trostlosem Zustand entwaffnet, und die letzte Hoffnung der Pariser war dahin. Es war am 1. Februar 1871.

Paris hatte sich in dieser Zeit tapfer gewehrt; die Besatzung hatte einen Ausfall um den andern gemacht. Am 30. Oktober suchten sie im Norden bei *Le Bourget* den Gürtel zu durchbrechen; es war umsonst. Der größte Ausfall fand am 30. November und 2. Dezember gegen Südosten statt. An denselben Tagen hatte die Loirearmee ihre starken Vorstöße bei *Voigny-Poupry* und *Beaune la Rolande* gemacht. Pariser und Loirearmee hofften einander die Hand zu reichen. Diesmal hatten hauptsächlich die Württemberger bei *Brie*, *Billiers* und *Champigny* den Ansturm weit überlegener Kräfte auszuhalten. Am 30. November mußten die Württemberger *Champigny* und die Sachsen *Brie* räumen; aber am 2. Dezember ward die Stellung mit Hilfe der Pommern wieder genommen; der Feind ging am 4. Dezember über die *Marne* zurück. Ihr Führer General *Ducrot* war bei *Sedan* gefangen genommen und wie andere französische Offiziere gegen das Ehrenwort, in diesem Krieg nicht mehr gegen Deutschland zu kämpfen, entlassen worden. Er hatte aber sofort unter Bruch des Ehrenworts ein Kommando übernommen. In seinem Tagesbefehl hatte er verkündigt: „Ich werde nur tot oder als Sieger nach Paris zurückkehren; ihr könnt mich fallen, aber nicht weichen sehen.“ Er kehrte zurück; lebendig, aber geschlagen.

Eine Hoffnung um die andere ward zunichte. Der Hunger plagte die Pariser schwer. Nun begann noch in den letzten Tagen des Jahres 1870 die Beschießung mit schwerem Geschütz. Zwei Forts, *Mont Avron* im Osten und *Mont Valerien* im Süden mußten geräumt werden. Am 27. Januar wurde der letzte Schuß abgegeben; *Paris ergab sich*. Am 28. Januar trat Waffenstillstand ein. Die Waffen wurden den Sie-



gern übergeben, die Besatzung für kriegsgefangen erklärt. Sowie die Stadt sich übergeben hatte, hat die deutsche Heeresverwaltung dafür gesorgt, daß sie aus Heeresbeständen Nahrung bekam. Am 1. März zogen 10 000 Deutsche in Paris ein.

Das war das Ende. Schon längst hatte Jules Favre Unterhandlungen mit Bismarck geführt. Sie scheiterten lange Zeit an der Hartnäckigkeit der Franzosen, die sich zu keiner Landabtretung verstehen wollten. Jetzt sah sich Favre doch genötigt nachzugeben. Elsaß-Lothringen mit Metz und Straßburg mußten an Deutschland abgetreten und vier Milliarden Mark Kriegskostenentschädigung bezahlt werden.

Elsaß und Lothringen sind alte deutsche Länder. In Frankreichs Hand bilden sie mit Metz und Straßburg eine fortwährende Bedrohung von Süddeutschland. Und Deutschland mußte seine Grenzen nach Westen sichern. Hätten die Franzosen gesiegt, sie hätten das ganze linke Rheinufer genommen. Hätten wir ihnen Elsaß-Lothringen gelassen, sie hätten den Rachekrieg schon viel früher angefangen. Von größter Wichtigkeit für den Schutz Süddeutschlands wäre Velfort gewesen. Aber Bismarck fürchtete schon lange, daß die Neutralen, vor allem England, sich einmischen und Deutschland um die Früchte seines Sieges bringen würden. Um das zu verhindern, hat er rasch abgeschlossen ohne Velfort. Die Engländer gönnten es den Franzosen wohl, daß sie Siege bekamen; aber die Deutschen sollten auch nicht zu hoch steigen — so verlangte es die Lehre vom europäischen Gleichgewicht.

Während der Belagerung von Paris hat sich in Versailles eines der wichtigsten Ereignisse zugetragen: die Errichtung des deutschen Kaisertums. Daß aus diesem Krieg die Einigung Deutschlands kommen mußte, hat das ganze deutsche Volk gefühlt. Das Volk wollte es, die Fürsten und ihre Regierungen wollten es, die Volksvertretung wollte es. Im Namen der übrigen Fürsten hat König Ludwig von Bayern ein Schreiben an König Wilhelm gerichtet, in dem er ihn bat: er möge die deutsche Kaiserwürde annehmen. Auch die Volksvertretungen: der Norddeutsche Reichstag und die süddeutschen Volksvertretungen stimmten zu. Am 18. Januar 1871 fand im Spiegelsaal des Schlosses zu Versailles die feierliche Verkündigung der Annahme der Kaiserwürde durch König Wilhelm statt. Da stand der vierundsiebzigjährige Herrscher, umgeben von den Fürsten des Reiches, den Heerführern und Volksvertretern und verlas die Urkunde. Darauf verlas der Reichskanzler Bismarck die Ansprache des neuen Kaisers an das deutsche Volk, die mit den unvergeßlichen Worten schloß: „Uns aber und unsern Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehreres des Reichs zu sein,



nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.“ Nun trat Großherzog Friedrich von Baden vor und ließ den Kaiser Wilhelm hochleben; jubelnd stimmte die Versammlung ein. Das Sehnen des deutschen Volkes war erfüllt; um was so viele jahrhundertelang vergeblich gerungen, gekämpft und geblutet hatten — es war da. Welch merkwürdige Fügung — es geschah im Schlosse von Versailles, wo Ludwig seine Pläne gegen Deutschland geschmiedet, die Wegnahme des Elsasses und Straßburgs geplant hatte! Wer hätte damals ahnen



Vor Paris 1871.

können, daß dieser Saal achtundvierzig Jahre später der Schauplatz unserer tiefsten Demütigung sein würde?

Noch zwei andern europäischen Ländern hat der siegreiche Kampf Deutschlands Verbesserungen ihrer Lage gebracht: Rußland und Italien. Die Russen hatten vom Krimkrieg an, in dem sie gegen die Türkei, Frankreich, England, Sardinien unterlegen waren, keine Kriegsschiffe auf dem Schwarzen Meer haben dürfen. Jetzt erklärten sie, nicht mehr daran gebunden zu sein. — In Italien war bisher Rom und der Kirchenstaat von französischen Truppen beschützt gewesen. Mit Kriegsbeginn zog Napoleon seine Truppen zurück, und nach Sedan griff König Viktor Emanuel den Kirchenstaat an, eroberte ihn und die Stadt Rom mit leichter Mühe und erklärte Rom zur Hauptstadt des neuen Italiens. Italiens Einheit war vollendet; aber Italien verdankte diesen Erfolg wieder nicht eigener Kraft, sondern dem Erfolg der deutschen Waffen.



Zum Dank dafür hat der alte Garibaldi die Franzosen im Kampf gegen Deutschland mit Freischaren unterstützt. —

Auch nach Östreich streckte Bismarck die Hand, indem er ein verständliches Schreiben an den Minister Beust sandte und darauf hinwies, daß doch Österreich und Deutschland aufeinander angewiesen seien.

## 15. Das Deutsche Reich unter Kaiser Wilhelm I. 1871—1888.

Was 1871 gebaut wurde, ist nur der Rohbau des Reiches gewesen; die innere Einrichtung mußte nachher kommen.

Dazu brauchte Kaiser Wilhelm I. seinen getreuen Bismarck, von dem er sich in seinem ganzen Leben nicht wieder getrennt hat. Zuerst mußte das Reich nach außen gesichert werden durch einen festen Ausbau der deutschen Wehrmacht. Das ganze Heer wurde einheitlich eingerichtet: gleiche Bewaffnung, gleiches Kommando, gleiche Übungsvorschriften. Denn wenn eine so ungeheure Maschine tadellos arbeiten soll, so müssen alle Teile ineinander greifen. Das Heer ruhte auf der allgemeinen Wehrpflicht. Jeder körperlich gesunde Deutsche hatte in seinem zwanzigsten Jahr zum Heer einzutreten und seine Zeit abzudienen. Erst waren es bei allen Waffengattungen drei Jahre; später bei der Infanterie zwei, bei der Artillerie und Kavallerie drei Jahre. Hatte der Soldat seine zwei bis drei Jahre gedient, dann kam er zur Reserve. Der gehörte er vier bis fünf Jahre an. Dann kam er zur Landwehr: fünf Jahre im ersten Aufgebot und von da an zum zweiten Aufgebot bis zum 31. März des Jahres, in dem er das neununddreißigste Lebensjahr vollendete. Und dann kam er zum Landsturm bis zum fünfundsiebzigsten Lebensjahr. Ging die Not an den Mann wie im Weltkrieg, dann brauchte man alle die Leute, die gedient haben, und dazu noch andere, die im Frieden nicht gedient hatten. Nach und nach mußte das Heer immer mehr vermehrt werden. Nicht bloß die stark wachsende Bevölkerung des Reiches drängte dazu, sondern auch die wachsenden Gefahren von unsern mißgünstigen Nachbarn im Westen und Osten. Sie haben immer mehr gerüstet; und so waren wir, die wir zwei Grenzen zu verteidigen haben, genötigt, mit ihnen gleichen Schritt zu halten. Bismarck und seine Nachfolger haben bei jeder Heeresvermehrung schwere Kämpfe mit dem Reichstag gehabt, und manchmal mußte er aufgelöst werden; aber schließlich ging doch immer der Wille der Regierung durch.

Etwas Neues für Deutschland war die Flotte. Preußen hatte angefangen eine Kriegsflotte zu bauen. Sie wurde 1866 Kriegsflotte



des Norddeutschen Bundes und 1871 Flotte des Deutschen Reiches. Noch war sie klein; aber sie wurde immer mehr vergrößert. Ganz besondere Verdienste hat sich in dieser ersten Zeit Prinz Adalbert von Preußen um die Flotte erworben. Jahrhunderte lang hatte Deutschland die Flotte vermißt; um so freudiger begrüßte man sie jetzt. — Diese ganze Wehrkraft des Deutschen Reiches haben unsere Feinde im Jahr 1919 zerschlagen, damit sie mit uns machen können, was sie wollen.

Zum inneren Ausbau des Reiches gehörte auch Einheit in M ü n z e, M a ß u n d G e w i c h t. Bis dahin hatte man in Süddeutschland nach Gulden zu sechzig Kreuzern gerechnet; daneben hatte man die preussischen Taler und die österreichischen Gulden, die zwei Mark wert waren. In Norddeutschland rechnete man nach Talern zu dreißig Silbergroschen, in den Hansestädten nach einer andern Münze. Ebenso war's mit Maß und Gewicht. Das ging natürlich nicht länger. Wie schwierig war damals das Rechnen! 1 Pfund z. B. hatte 32 Lot, 1 Lot 4 Quent; 1 Eimer 16 Imi, 1 Imi 12 Maß, 1 Maß 4 Schoppen usw. Anfangs der siebziger Jahre wurden unsere jetzige Münze, Maß und Gewicht eingeführt. Das war eine Erleichterung für den Verkehr und auch für die Schüler, die nun so einfach nach dem Zehnersystem rechnen können.

Nicht weniger wichtig war die Einheit in der R e c h t s p f l e g e. Zuerst wurde ein einheitliches S t r a f r e c h t geschaffen. Begeht jemand ein Verbrechen: Diebstahl, Raub, Mord, Brandstiftung usw., so wird er vom Richter gefaßt und gestraft. Das ist das Strafrecht. — Davon unterscheidet man das b ü r g e r l i c h e R e c h t. Hier handelt sich's nicht um Verbrechen, sondern um Mein und Dein, um Ehesachen, Erbschaft, Kauf und Verkauf, Mieten und Vermieten usw. Da gab's noch lange eine Menge verschiedener Rechte, die alle in alten Zeiten ihren Ursprung hatten. Erst 1900 wurde durch das bürgerliche Gesetzbuch ein einheitliches Recht für das ganze Reich eingeführt. Weiter ward eingeführt eine gleiche Einrichtung der G e r i c h t e. Da ist zuerst das A m t s g e r i c h t; das ist in jeder Bezirksstadt. Es hat kleinere Vergehen abzuurteilen und kleinere Streitigkeiten zu schlichten. Darüber steht das L a n d g e r i c h t. Die Landgerichte haben schwere Vergehen abzuurteilen. Über den Landgerichten stehen die O b e r l a n d e s g e r i c h t e und über denen das R e i c h s g e r i c h t in Leipzig. Glaubt ein Verurteilter, es sei ihm Unrecht geschehen, so kann er sich an das höhere Gericht wenden; das untersucht den Fall nochmals. — Die R i c h t e r sind solche Männer, die auf einer Hochschule Rechtswissenschaft studiert haben; man nennt sie g e l e h r t e Richter. Aber in manchen Dingen sind ihnen auch Männer aus dem Volke beigegeben, die dazu helfen müssen, daß das rechte Urteil gefunden wird. Diese nennt man L a i e n



richter. Das sind bei den Amtsgerichten die Schöffen, bei den Landgerichten die Geschworenen; daher Schöffengericht und Schwurgericht. Die schwersten Verbrechen kommen vor die Schwurgerichte. Jeder Angeklagte muß auch einen rechtskundigen Verteidiger haben. Kann er ihn nicht bezahlen, so bestellt ihm der Staat einen solchen und bezahlt ihn. So sorgt der Staat dafür, daß jedem sein Recht werde. In einer Reihe anderer Staaten: Rußland, Frankreich, den Vereinigten Staaten ist der Richterstand bestechlich: ein Armer kann dort kein Recht finden, ein Reicher für kein Unrecht gestraft werden. Oder urteilen sie nach politischen Rücksichten. Das ist bei uns ganz anders. Unser Richterstand ist unbestechlich und unabhängig. —

Auch alle Verkehrsmittel: Eisenbahnen, Posten, Telegraphen, Dampferlinien wurden gewaltig vermehrt und neu eingerichtet. Für Posten und Telegraphen hat Bismarck in dem Reichspostminister Stephan einen ganz hervorragenden Mitarbeiter gefunden. Gern hätte Bismarck die Eisenbahnen zur Reichsbahn gemacht, aber die Bundesstaaten wollten nicht. Darin hat eben auch Bismarck weiter gesehen als andere Leute.

In der äußeren Politik ist Bismarck immer ein Meister gewesen. Die drei Kriege 1864, 1866 und 1870/71 waren nur das Mittel zur Einigung Deutschlands gewesen. Nachdem dies Ziel erreicht war, ist er nur darauf aus gewesen Deutschland und damit Europa den Frieden zu erhalten. Aber der war immer bedroht. Vor allem von Frankreich. Daß die Franzosen auf Rache für 1870/71 aus waren, wußte Bismarck wohl. „Immer daran denken, nie davon sprechen,“ hatte Gambetta gesagt. In Schulbüchern und Jugendschriften wurden die Deutschen beschimpft und das Volk zum Rachekrieg aufgehetzt. Wie oft sind friedliche Deutsche in Frankreich beschimpft und mißhandelt worden! Die militärischen Rüstungen wurden gesteigert. Mehrfach, so schon im Jahr 1875, dann 1887 war die Kriegsgefahr sehr drohend. Bismarck ist den Franzosen immer entgegen gekommen. Er hat vor allem ihre Kolonialgründungen begünstigt. Als Frankreich in Tonkin, in Tunis, in Madagaskar sich ein Kolonialreich erwarb, hat Bismarck die französische Politik unterstützt. Er wollte damit den französischen Ehrgeiz von den Bogesen ab- und auf ein anderes Ziel hinlenken. Es half alles nichts. Nach und nach aber wuchs die Bevölkerungszahl Deutschlands so an, während die Volkszahl in Frankreich gleich blieb, daß die Franzosen einsahen: ohne Bündnis können wir gegen Deutschland nichts machen. Sie schielten bald nach Rußland hinüber, um dort anzuknüpfen und Deutschland auf beiden Fronten zu packen. Aber Bismarck war auf der Hut. Auch er hat Deutschland durch



Bündnisse gesichert. Auf gute Freundschaft mit Rußland hat er immer gehalten. Daneben hat er sich den Österreichern genähert. Schon 1872 schloß er mit Österreich und Rußland das **Dreikaiserbündnis**. Doch waren die Russen den Österreichern nie hold. 1877 hat Rußland mit der Türkei einen Krieg geführt, bei dem es gerne Konstantinopel und die Meerengen gewonnen hätte. Die Russen kamen auch nach hartem Kampf bis in die Nähe von Konstantinopel. Aber die Engländer wollten Konstantinopel und die Meerengen unter keinen Umständen in russische Hände fallen lassen, und so drohte ein europäischer Krieg, ja ein Weltkrieg. Da machte Bismarck den europäischen Großmächten den Vorschlag eines Kongresses. Und da er der angesehenste Staatsmann in Europa war, so kamen 1878 unter seinem Vorsitz die europäischen Staatsmänner zum **Berliner Kongreß** zusammen. Da mußten die Russen auf ihre großen Hoffnungen verzichten. Sie bekamen im Kaukasus ein gutes Stück von der Türkei, Bessarabien nahmen sie ihren eigenen Bundesgenossen, den Rumänen ab. Dagegen bekamen sie nichts von der europäischen Türkei; nur wurden aus bisher türkischem Gebiet auf dem Balkan neue Staaten, Serbien und Bulgarien gebildet, die mehr oder weniger von Rußland abhängig waren. Auch Österreich erhielt zwei bisher türkische Länder, Bosnien und die Herzegowina, zur Verwaltung. — Die russischen Bevollmächtigten hatten selbst nicht mehr verlangt. So hatte Bismarcks Politik den europäischen Frieden erhalten ohne einen Gewinn für Deutschland. England dagegen hat auch diesen Kongreß nicht vorübergehen lassen können, ohne für sich einen Gewinn einzuschleiben: es hat sich von den Türken die Insel Cypern zur Verwaltung übergeben lassen und sie später ohne weiteres für englischen Besitz erklärt. — Allein es gab eine Richtung im russischen Volk — man nennt sie den Panlawismus oder das Allslawentum — die infolge davon Bismarck und dem Deutschen Reich bitter feind wurde. Diese bekam immer mehr Einfluß auf die Regierung. So lange der Zar Alexander II. regierte, ging's immer noch. Allein dieser wurde 1881 von Nihilisten, das heißt Umsturzmannern ermordet, und sein Sohn Alexander III. kam mehr und mehr in das Schlepptau dieser Richtung. So rückte Rußland immer mehr ab von Deutschland, und Bismarck sah sich genötigt, sich nach andern Bundesgenossen umzusehen. Damals war Italien mit Frankreich wegen Tunis sehr verfeindet; so suchte es Anschluß an das Deutsche Reich, und Bismarck schloß mit Italien und Österreich-Ungarn den **Dreibund**. Das Dreikaiserbündnis hörte damit auf. Aber dennoch sorgte Bismarck dafür, daß die Verbindung mit Rußland nicht ganz aufhörte. Er schloß mit ihm den **Rückversicherungsvertrag**. Der besagte, daß



jeder der beiden Vertragsschließenden dem andern bei einem Angriff von dritter Seite wohlwollende Neutralität zusicherte. Damit war ein Zusammengehen Rußlands und Frankreichs gegen Deutschland verhindert. — Mit England war Frankreich damals ohnedies wegen Ägyptens verfeindet; Russen und Engländer waren einander längst feind. Deutschland war der Hort des Friedens in Europa, ja in der ganzen Welt, und sein Ansehen war ungeheuer. Das verdankte es seinem ehrwürdigen Kaiser und seinem unvergleichlichen Staatsmann Bismarck.

Der deutsche Handel hat sich von Jahr zu Jahr ausgedehnt, und deutsche Handelsniederlassungen sind in überseeischen Gebieten entstanden. So hatte der Bremer Großkaufmann Luderig eine Handelsniederlassung in Südwestafrika. Da suchte er darum nach, daß das Reich nicht bloß seine Niederlassung, sondern das ganze dahinter liegende Land unter seinen Schutz stellen möchte. Das geschah 1884, und das war der Anfang der deutschen Kolonialpolitik. Bald darauf ergriff der deutsche Reisende Nachtigal im Namen des Reiches Besitz von Togo und Kamerun, und die beiden Reisenden Peters und Wismann erwarben durch Verträge mit den Negerhäuptlingen weite Gebiete im Osten von Afrika für das Reich. Auch in der Südsee hat Deutschland Schutzgebiete erworben: einen Teil der großen Insel Neuguinea und die Marshallinseln.

Den Engländern, denen Kolonialgründungen anderer Völker immer ein Dorn im Auge gewesen sind, war das gar nicht erwünscht. Darum haben sie auch der deutschen Kolonialpolitik alle erdenklichen Hindernisse bereitet. Bei Deutschsüdwestafrika erklärten sie zuerst: Dies Land will die Kapkolonie; und als das nicht ging, nahmen sie wenigstens das Hinterland, Betschuanaland genannt, und den einzigen natürlichen Hafen, die Walfischbai. Aber Bismarck war ihnen gewachsen. Das eine Mal hat er sie durch Drohungen eingeschüchtert, das andere Mal andere Mächte gegen sie ausgespielt. Damals aber gab's ernste Zwistigkeiten zwischen England und Frankreich wegen Ägypten. Die Franzosen haben früher den Suezkanal erbaut; die Engländer waren immer dagegen gewesen, weil sie fürchteten, er komme in französische Hände. Kaum war er fertig und rentierte sich gut, so kauften die Engländer in der Stille alle Kanalwertpapiere auf. Nachher drängten sie sich in Ägypten ein und suchten dort politischen Einfluß zu gewinnen. So spitzten sich dort die Dinge zwischen Frankreich und England zu. Das hat Bismarck außerordentlich klug benützt und es dahin gebracht, daß die Engländer Deutschland in der Erwerbung von Kolonien freie Hand gelassen haben. Ebenso hat er den Gegensatz zwischen Rußland und England benützt; denn die Russen rückten damals den Engländern in Afghanistan bedenklich



auf den Leib. Er hat dadurch Deutschland vor Krieg bewahrt, daß er die drei Mächte England, Frankreich, Rußland immer auseinander hielt. Das wurde später ganz anders.

Kolonialpolitik war notwendig für uns Deutsche. Das deutsche Volk hat damals mindestens um 800 000 Seelen jährlich zugenommen. Wenn auch der Ertrag des deutschen Bodens durch bessere Bearbeitung und Düngung ganz bedeutend gesteigert wurde, so konnte er doch nicht so viel tragen, um alle diese Leute zu ernähren. Mehr und mehr hat sich die Fabrikttätigkeit entwickelt, und ein großer Teil des deutschen Volks fand dort Arbeit und Verdienst. Aber die Erzeugnisse der Industrie muß man



Sitzung der deutschen Flagge in einer Kolonie.

auch absetzen und verkaufen. Das eigene Land kann nur einen Teil davon aufnehmen; andere Länder: England, Rußland, Amerika usw. sind immer unsichere Kunden und können eines Tages sagen: wir lassen keine deutschen Waren mehr herein. Wie nötig waren deshalb eigene überseeische Absatzgebiete! Noch wichtiger war aber, was diese Länder uns liefern konnten. Täglich brauchen wir solche Erzeugnisse. Wir brauchen jeden Morgen schon Seife, zu deren Herstellung Öl von Palmen verwendet wird, die in Togo und Kamerun wachsen. Wir tragen Kleider, hergestellt aus Baumwolle, die in den Vereinigten Staaten oder in Ägypten oder in Ostafrika gewachsen ist. Am Frühstückstisch nehmen wir Kaffee aus Brasilien, Afrika, Arabien oder Tee aus China oder Ceylon, oder Kakao aus Afrika. Auf den Mittagstisch kommt Reis aus Indien, China oder Ägypten usw. Und sonst — wie unendlich viel Gegenstände beziehen wir aus überseeischen Ländern! Den Gummi für



Autos und Fahrräder aus Afrika; die Kraftfuttermittel für das Rindvieh ebenfalls dorthier. Kein Tag, an dem wir nicht derartige Dinge brauchen. Sollten wir Deutsche alle diese Dinge immer nur von den englischen Kolonien, den Vereinigten Staaten usw. beziehen und den Preis zahlen, den diese anzusetzen für gut finden? Sollten wir nicht versuchen, sie in Ländern zu erzeugen, die uns gehören? — Wie viele Millionen Deutsche sind im Laufe der Zeit in andere Länder ausgewandert, vor allem in die Vereinigten Staaten, weil sie zu Hause kein Brot fanden! Drüben ist ihre Kraft dem deutschen Vaterlande verlorengegangen. Aber in eigenen Schutzgebieten können diese vielen guten Kräfte Beschäftigung, Arbeit, Brot finden.

Für ein wachsendes Volk wie das deutsche sind auswärtige Siedlungen dringend notwendig. Aber damit wächst auch Handel und Schifffahrt und zum Schutze der beiden die Kriegsflotte.

Zu all dem sind in jenen Jahren der Koloniengründung die Anfänge gemacht worden; und damals schon wuchs mehr und mehr Englands, des Handels- und Seestaates, Neid auf den jungen Mitbewerber Deutschland. — Im Diktat von Versailles haben die Feinde uns alle unsere Kolonien geraubt; man hat uns eine „freie, weitherzige und unparteiische Schlichtung aller kolonialen Ansprüche“ versprochen; aber man hat dem wachsenden deutschen Volke, das Kolonien am notwendigsten brauchte, alle genommen und hat sie teils dem abnehmenden französischen Volke gegeben, das vorher schon mehr Kolonien hatte, als es brauchen konnte, teils dem englischen Volke, dem vorher schon die halbe Welt gehörte. Wir müssen auch wieder Kolonien bekommen.

Der alte Kaiser Wilhelm hat diese Entwicklung Deutschlands noch miterleben dürfen. 64 Jahre alt war er, als er den Thron bestieg; das ist ein Alter, in dem andere sich zur Ruhe setzen. 74 Jahre alt war er, als ihm die deutsche Kaiserkrone aufs Haupt gesetzt ward; und doch sollte er noch 17 Jahre als deutscher Kaiser regieren dürfen. Auch sehr schmerzliche Erfahrungen sind ihm nicht erspart geblieben; zweimal war sein Leben von Mörderhand bedroht. Aber der weit überlegene Teil des deutschen Volkes hat ihn verehrt. Seinen neunzigsten Geburtstag hat er unter größter Teilnahme seines Volkes, ja der ganzen Welt gefeiert. Aber in seinem letzten Lebensjahre hat er Schweres erlebt: sein Sohn, der Kronprinz Friedrich Wilhelm erkrankte an einem Halsleiden, das sich mehr und mehr als unheilbar herausstellte. Und im März 1888 kam das Ende Kaiser Wilhelms heran. Noch bis zum letzten Augenblicke tat er seine Pflicht; aber am 9. März schloß er seine Augen für immer, wenige Tage, bevor er sein einundneunzigstes Lebensjahr vollendet hatte. Das deutsche Volk hat ihn wie einen Vater geliebt.



## 16. Innere Zustände in Deutschland im Zeitalter Bismarcks.

Die Bevölkerung Deutschlands ist im Laufe des letzten Jahrhunderts ganz gewaltig angewachsen. Am Anfang des Jahrhunderts waren es etwa 20 Millionen, im Jahr 1870 40, an der Wende des Jahrhunderts 60 und bei Beginn des Weltkriegs 68 Millionen.

Das deutsche Volk betrieb am Anfang des 19. Jahrhunderts zum weitaus größten Teil den *Ackerbau*. Wohl gab es in den Städten *Handel* und *Gewerbe*; aber sie dienten eben doch nur dem inländischen Bedarf. Aber mit der wachsenden Bevölkerung wuchsen auch diese Erwerbszweige. — Denn der deutsche Acker läßt sich nicht beliebig vergrößern. Wohl hat der deutsche Bauer im Laufe der Zeit durch bessere Bewirtschaftung und Düngung dem Boden weit bessere Erträge abgewonnen; wohl sind auch öde Ländereien urbar gemacht und in fruchtbares Ackerland umgewandelt worden. Aber alles hat seine Grenze; so ließ sich Acker und Ertrag nicht steigern, daß es für die wachsende Volkszahl genügt hätte. Daher mußten in steigendem Maße Lebensmittel eingeführt werden: Getreide, Futtermittel, auch Vieh. Womit diese zahlen? Mit dem Ertrag der deutschen Ausfuhr, bestehend in Erzeugnissen der Industrie. Das Gewerbe war ursprünglich Kleingewerbe gewesen; die Erzeugnisse wurden vom Meister, Gesellen und Lehrlingen mit der Hand hergestellt. Aber im Laufe des vorigen Jahrhunderts wurde es mehr und mehr Großgewerbe. Die rasche Entwicklung der Technik führte zum Maschinen- und Fabrikbetrieb. In dieselbe Zeit fiel auch die rasche Entwicklung des Verkehrs durch den weiteren Ausbau des Eisenbahnnetzes und die Entwicklung der Dampfschiffahrt. So dehnte sich der deutsche Handel mehr und mehr in fremde, auch überseeische Länder aus.

Der Fabrikbetrieb aber ist ein ganz anderer als der Betrieb im Kleingewerbe. In diesem schafft der Meister mit einigen Gesellen; die Arbeitsmittel — Werkstatt und Werkzeug — sind Eigentum des Meisters. Da auch für das selbständige Kleingewerbe zwar Kapital, doch nur wenig erforderlich ist, hatten die meisten Gesellen doch auch die Aussicht einmal Meister und damit selbständig zu werden. Wurde ein Geselle Meister, so gründete er einen eigenen Hausstand, er hatte dann ein vielleicht bescheidenes, aber doch befriedigendes Dasein.

Ganz anders der *Fabrikbetrieb*. Solchen Betrieb kann nur der unternehmen, der ein größeres Kapital besitzt. Gelingt sein Werk, so



sucht er es zu vergrößern; zu diesem Zwecke muß er immer mehr Kapital ansammeln. Häufig tun sich auch viele zusammen, bilden eine Gesellschaft, schießen das Kapital zusammen und verteilen den Gewinn. Das nennt man eine Aktiengesellschaft.

Was im Kleinbetrieb der Geselle ist, das ist im Fabrikbetrieb der Lohnarbeiter. Dieser aber hat, wenn der Betrieb groß ist, gar keine persönliche Beziehung zum Besitzer mehr. Wenn ein Werk Tausende von Arbeitern zählt, so kann der Besitzer unmöglich die Leute persönlich kennen. Ist der Besitzer eine Aktiengesellschaft, so hört vollends jede Beziehung zwischen Aktionären und Arbeitern auf. Die Aktionäre kennen in der Regel nicht einmal das Werk und die Arbeit, die darin geschieht; sie möchten vielmehr nur aus ihrem Kapital möglichst viel Gewinn herausziehen. Und auch der Arbeiter hat an der Arbeit selbst wenig Freude, ihm liegt eben nur daran, möglichst viel zu verdienen. Bei der weitgehenden Teilung der Arbeit hat der einzelne häufig immer nur ein und denselben kleinen Teil herzustellen. Dadurch wird die Arbeit so eintönig, geisttötend, langweilig, daß der Arbeiter unmöglich in ihr seine Befriedigung finden kann. Das alles nimmt der Arbeit ihren Segen und scheidet Arbeitgeber und Arbeitnehmer voneinander.

Aber noch mehr! Beim Arbeitgeber hat es im Laufe der Zeit häufig geheißt: je mehr er hat, je mehr er will. Viele Arbeitgeber haben ungeheure Reichtümer aufgehäuft und herrlich und in Freuden gelebt. Dagegen hatten ihre Arbeiter einen ungenügenden Lohn, manchmal geradezu einen Hungerlohn. Das Schlimmste aber war in den Großstädten die *Wohnungsfrage*. Die Bevölkerung der Städte, namentlich der Großstädte vermehrte sich durch Zuzug vom Lande ungemein rasch und stark, wogegen die ländliche Bevölkerung gleich blieb oder zurückging. Da fehlte es an menschenwürdigen Wohnungen, namentlich in der Reichshauptstadt. Unzählige mußten sich mit einem einzigen Zimmer begnügen, in dem Vater, Mutter, Kinder und manchmal noch Schlafgänger hausten, vielfach in Kellerwohnungen und Hinterhäusern, wo es an Licht und Luft gebrach. In solchen Wohnungen kann von einem befriedigenden Familienleben gar keine Rede sein. Und doch kann der Mann nach des Tages Arbeit eine wirkliche Erholung nur in der Familie finden. Aber das fiel weg; so suchte der Mann und oft auch Frau und Kinder die Erholung im Wirtshause. Zu all diesen Übelständen kam noch, daß dem Arbeiter seine geringe Wohnung nicht einmal sicher war; alle Vierteljahre lief er, namentlich wenn er mehrere Kinder hatte, Gefahr, vom Hausbesitzer auf die Straße gesetzt zu werden. Also keine Heimat, an der sein Herz hängen, in der es ihm wohl sein konnte. Heimatlos, entwurzelt!



Die Zahl derer, die in solcher Lage waren, wuchs von Jahr zu Jahr, damit wuchs auch der Wunsch nach Änderung ihrer Lage. Weil aber der einzelne schwach ist, vor allem der furchtbaren Macht des Geldes gegenüber, so taten sich die Arbeiter zusammen und hofften gemeinsam etwas zu erreichen. Das geschah in Gewerkschaften, das heißt in Vereinigungen von Angehörigen desselben Fabrikationszweiges zum Zweck der Besserung ihrer Lage. Es geschah aber auch in politischen Vereinigungen, die den Zweck hatten, Einfluß auf die Regierungen zu gewinnen. Die politische Vereinigung, der sich die überwiegende Mehrheit der Arbeiter mit der Zeit anschloß, ist die *S o z i a l d e m o k r a t i e*. Im gleichen Maße, in dem die Industrie und die Zahl ihrer Arbeiter wuchs, nahm auch die Zahl der Mitglieder der Sozialdemokratie zu.

Für die Regierung galt es, diesen neuen, vierten Stand in das Ganze des Reiches einzufügen. Denn ein solch neuer und zahlreicher Stand sollte doch nicht bloß gezwungen untertan sein, weil ihm nichts anderes übrig bleibt, sondern er sollte gerne und freudig mitarbeiten am Wohl des Ganzen. So hatte sich doch der große Deutsche am Anfang des 19. Jahrhunderts, der Freiherr vom Stein, den Staat gedacht: er sollte sein eine Vereinigung aller Glieder und Stände des Volkes auf einen einzigen großen Zweck hin, auf das Gedeihen des Ganzen — und das Gedeihen des Ganzen verbürgt auch das Wohl aller einzelnen Glieder.

Das hätte nun allerdings mancherlei Schwierigkeiten. Soll ein großer Stand sich wohlfühlen, so muß er in menschenwürdigen Verhältnissen leben; also müßten vor allem die traurigen Wohnungszustände in den Großstädten aufhören. Allein dies Elend hing zusammen mit der Geldgier der Grundstücks- und Häuserspekulanten. Die Geldmacht dieser Leute aber ist ungemein groß, und in den gesetzgebenden Körperschaften und den Regierungen sind doch mancherlei Leute, die es mit diesen Geldmenschen nicht verderben wollen.

Um weiteren Einfluß zu gewinnen, strebten die Arbeiter und auch andere freigesinnte Bürger das allgemeine, gleiche und unmittelbare *W a h l r e c h t* an. Im Reich hatte Bismarck dieses Wahlrecht eingeführt, so daß Deutschland damals schon das freieste Wahlrecht in Europa hatte. Dagegen bestand in Preußen das sogenannte Dreiklassenwahlrecht, das dem Reichen ein weit größeres Recht gab als dem Armen. Diese Ungleichheit erbitterte die Arbeiterschaft sehr; und doch waren Großgrundbesitzer und Großindustrielle fest entschlossen, sich dieses Vorrecht nicht nehmen zu lassen.

Daß die Arbeiterschaft in allen diesen Dingen eine Besserung ihrer Lage und eine Beseitigung offener Mißstände erstrebte, das kann man bloß gut heißen. Alle diese Mißstände haben sich auch in andern



Ländern mit dem Heranwachsen der Industrie herausgestellt, zum Teil in noch weit schlimmerer Weise als in Deutschland. Daß aber die Arbeiterbewegung dort, zum Beispiel in England, Frankreich, Italien, in ganz anderer Weise verlaufen ist als bei uns, das kam hauptsächlich von den F ü h r e r n her. Die Masse braucht überall Führer, die ihr Ziele setzen und ihr Wege weisen. Da war es denn verhängnisvoll, daß die deutsche Arbeiterschaft Führern folgte, die ihr nicht die richtigen Ziele gesteckt und nicht die richtigen Wege gewiesen haben. Diejenigen Männer, auf die die heutige Sozialdemokratie ihre Entstehung zurückführt, sind Ferdinand Lassalle und Karl Marx gewesen. Beide waren Juden, beide überaus begabte, aber auch überaus ehrgeizige Agitatoren; beide waren stark in grundstürzender Verurteilung der bestehenden Zustände, aber schwach in aufbauender Tätigkeit. Es traf bei beiden das Wort von der Revolution zu, daß sie wohl zerstören, aber nicht aufbauen kann. Beide waren auch nicht von besonderem Wohlwollen für die Arbeiterklasse geleitet; die Arbeiter waren ihnen vielmehr nur ein Mittel dazu, daß sie eine große Rolle spielen und ihren Ehrgeiz befriedigen konnten. Bei Marx kam noch dazu, daß er, wie auch Lassalle, als Jude nicht nur dem deutschen Geistes- und Gemütsleben fremd gegenüberstand, sondern auch den größten Teil seines Lebens im Auslande, in London und Paris, zugebracht hatte, also keine wirkliche Fühlung mit der deutschen Arbeiterwelt und ihren Bedürfnissen besaß. Lassalle hat den Hauptschaden im heutigen Erwerbsleben in dem sogenannten „e h e r n e n L o h n g e s e t z“ gesehen, das heißt darin, daß der Arbeiter immer nur den Lohn bekomme, der für den notwendigsten Lebensunterhalt ausreicht, und keine Möglichkeit habe, sich auf eine höhere Stufe herauszuarbeiten. Das Heilmittel erblickte er in der Gründung von sogenannten Produktivgenossenschaften, durch die die Arbeiter selbst Unternehmer werden und „den vollen Arbeitsertrag“ erhalten könnten. Er erhoffte dafür Hilfe vom Staate, den man mit Hilfe des allgemeinen Wahlrechtes dazu bringen könne. Er ist auf nationalem Standpunkt gestanden und ist anfangs der sechziger Jahre für die deutsche Einheit und ein deutsches Kaisertum eingetreten. Anders Marx. Er mußte nach dem Jahr 1848 aus Deutschland fliehen und hat den Rest seines Lebens teils in Paris, teils in London zugebracht und dort große gelehrte Werke über das Kapital und den Arbeiterstand geschrieben. Dabei ist er durchaus Materialist gewesen, das heißt er hat das Bestehen eines selbständigen Geisteslebens geleugnet und alles aus dem Stoffe erklären wollen nach dem Worte: „Der Mensch ist, was er ist.“ So hat er auch die ganze Geschichte erklären wollen aus den niederen tierischen Trieben des Menschen heraus; die ganze Geschichte ist ihm nur





Kaiser Wilhelm I.





Bismarck



ein großer Kampf um den Futterplatz. Von diesem Standpunkt aus hat er die geistigen und sittlichen Werte, die andern Menschen heilig und wertvoll sind: Gott, Vaterland, Ehe, Familie in ihrem Werte herabgesetzt, ja sie alle mit grimmigem Hase verfolgt. Viel hat er geredet und geschrieben von der allmählichen immer größer werdenden Verelendung des Arbeiterstandes; das Heil sah er in der „Vergesellschaftung der Arbeitsmittel“; das heißt: wenn die Fabriken und Maschinen Eigentum der Gesamtheit seien und nicht mehr des Unternehmers, dann werde der neue Zukunftsstaat da sein, der den Menschen den Himmel auf Erden bringe. Daß dieses Ziel nur auf dem Wege der Gewalt, also durch eine blutige Revolution zu erreichen sei, das wußte er wohl und hat daher auch immer zur Revolution getrieben. Ebenso hat er immer hervorgehoben, daß dies Ziel nicht auf dem Boden einer einzelnen Nation zu erreichen sei, sondern nur auf i n t e r n a t i o n a l e m Boden. „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“ — Die deutschen Sozialdemokraten haben zu diesen beiden Männern, die so gar nichts Deutsches an sich hatten, ein wirklich kindliches Zutrauen gehabt. Marx' Werke sind geradezu die Bibel der deutschen Sozialdemokratie geworden. Anfangs war ein heftiger Kampf zwischen den Anhängern von Lassalle und denen von Marx. Er endigte mit dem Siege der Marxisten; obwohl jetzt manche seiner Forderungen aufgegeben sind, so sind seine Grundgedanken doch noch anerkannt.

Daß eine radikale, sozialistische Partei kommen mußte, die mit aller Kraft auf Reformen und Beseitigung der Übelstände im Wirtschaftsleben drang und Verbesserung der Lage der Arbeiter verlangte, das war recht und gut und ergab sich mit Notwendigkeit aus den wirtschaftlichen Verhältnissen. Aber daß diese Führer, vor allem Marx, nicht erkannt haben, daß der Mensch nicht allein vom Brot lebt, und daß sie von geistigen, sittlichen, religiösen Werten gar nichts haben wissen wollen, damit haben sie doch eine furchtbare Verwüstung und Verarmung in der Seele des deutschen Arbeiters angerichtet. Heute erkennen auch viele Sozialdemokraten, daß das nicht bloß ein Fehler, sondern ein großer Rückschritt war; aber was einmal zerstört ist, kann nicht so schnell wieder aufgebaut werden.

Was diese Begründer der Sozialdemokratie geschrieben haben, das ist von einer großen Anzahl von geschickten und begabten A g i t a t o r e n in Rede und Schrift unter das Volk gebracht worden, meist unter gehässigem Schimpfen gegen alle anders denkenden Menschen und gegen alle höher stehenden und besser gestellten Klassen, so daß durch diese agitatorische Tätigkeit eine tiefe Kluft unter den Parteien entstanden ist. Die innere Schwäche der Partei zeigte sich, als es nach der Revolution



von 1918 sich für sie darum handelte, ihre Versprechungen einzulösen und den Zukunftsstaat, den sie vorher in so glänzenden Farben geschildert hatte, wirklich aufzurichten. Da hat die Sozialdemokratie versagt; viele ihrer Anhänger haben sich damals von ihr abgewendet und sind Kommunisten geworden, die wirklich mit Gewalt das marxistische Programm verwirklichen wollen. So ist's in Deutschland gegangen. Anders in den übrigen europäischen Ländern, vor allem in England und Frankreich. Die dortigen Arbeiter wollen von den Phantasien von Marx nichts wissen, sondern beschränken sich auf praktische, politische und wirtschaftliche Ziele. Vor allem aber stehen sie in beiden Ländern auf durchaus nationalem Boden. Nur der deutsche Arbeiter hat diesen seinen Nährboden verlassen und sich damit seiner besten Kraft beraubt. Wie oft schon haben die deutschen Sozialdemokraten während und nach dem Kriege bei den englischen und französischen Sozialdemokraten anzuknüpfen gesucht! Sie sind überall abgewiesen worden.

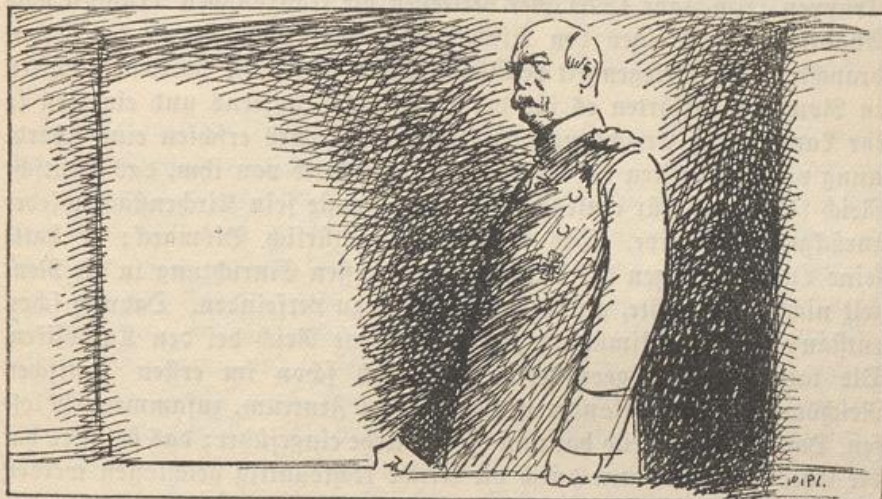
Wie kommt das? Das liegt in dem deutschen Charakter und in der deutschen Geschichte begründet. Der Deutsche ist in der Politik nicht praktisch angelegt, sondern theoretisch, das heißt lehrhaft. So kann er sich als unpolitischer Mensch wohl für große Lehren und scheinbar große Gedanken begeistern; die praktisch erreichbaren Ziele dagegen erscheinen ihm leicht zu geringfügig; er möchte die Welt stürmen und die Welt verbessern. Der weltbürgerliche Gedanke dagegen hängt dem Deutschen von der Zeit her an, da er kein eigenes Vaterland hatte; damals, um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, haben die meisten und besten Deutschen weltbürgerlich gedacht. Die wirklich großen Geister (vgl. Schiller!) sind damals vom weltbürgerlichen zum nationalen Denken vorangeschritten; die kleineren Geister konnten diesen Fortschritt nicht mitmachen, sondern blieben am Alten hängen und haben damit selbst gezeigt, daß sie Reaktionäre, das heißt Rückschrittler sind.

Bismarck ist diesen Bestrebungen der Sozialdemokratie keineswegs günstig gegenüber gestanden. Und als im Jahr 1878 auf den alten Kaiser Wilhelm I. kurz nacheinander zwei Attentate verübt wurden, brachte er im Reichstage das „Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie“ ein, durch das die sozialdemokratische Presse verboten, die Vereine aufgelöst und viele Führer mit Gefängnis und Landesverweisung bestraft wurden. Genügt hat dieses Gesetz nichts; wohl aber wurden die, die Gefängnis leiden oder aus dem Lande weichen mußten, als Märtyrer angestaunt und bewundert, und die Arbeiter sind im ganzen noch feindseliger gegen den Staat und das Reich geworden. Das Gesetz wurde im Jahr 1890 nicht wieder erneuert.

Aber Bismarck und Kaiser Wilhelm I. wollten die neue Bewegung



doch nicht bloß unterdrücken, sondern sie wollten auch wirklichen Mißständen abhelfen. Das geschah durch die sogenannte *soziale Gesetzgebung*. Wenn der Arbeiter krank wurde und keinen Lohn empfing, so war er natürlich in einer sehr schlimmen Lage; und wenn er in der Fabrik verunglückte und einen Arm oder einen Fuß einbüßte, so war er außerordentlich übel daran; und nicht weniger, wenn er nach einem Leben voll Arbeit in seinen alten Tagen arbeits- und leistungsunfähig wurde. Um diesen schlimmsten Übelständen abzuhelfen, hat Bismarck



Bismarck im Reichstage.

die Versicherungsgesetzgebung begonnen, durch die dem Arbeiter in Fällen von Krankheit, Unfall und Alter Hilfe zuteil wurde. Diese Versicherungsgesetzgebung wurde später noch weiter ausgebaut. Damit ist Deutschland sämtlichen andern Ländern der Welt vorangegangen. Aber die Sozialdemokratie hat gegen alle diese Gesetze gestimmt; das sollte ein Protest sein gegen den Staat. Das war wieder eine große Torheit; denn man muß das Gute nehmen, auch wenn man der Meinung ist: es sollte eigentlich mehr sein.

So befand sich die Sozialdemokratie immer in einer feindlichen Stellung gegenüber vom Staate. Es kam dazu, daß kein Sozialdemokrat, und mochte er noch so tüchtig sein, die Möglichkeit hatte, im Staat oder in der Gemeinde irgend ein leitendes Amt zu bekleiden. Das alles verbitterte mehr und mehr; und so hat es eben in der Sozialdemokratie geheißen: die herrschenden Klassen fragen nichts nach dem Wohl und



Wehe der Arbeiter — es ist ihnen nur um ihre Macht zu tun; von der wollen sie auch nicht das Geringste fahren lassen. —

Eine schwierige Stellung hatte Bismarck auch gegenüber dem katholischen Teil des deutschen Volkes. Im Jahr 1869 und 1870 war in Rom eine allgemeine Kirchenversammlung gehalten worden, und dort wurde die päpstliche Unfehlbarkeit ausgesprochen. Der Krieg 1870/71 hatte aber eine schlimme Folge für das Papsttum. Der Papst war bis dahin auch ein weltlicher Herrscher und regierte von Rom, seiner Hauptstadt, aus, den Kirchenstaat. Seine Macht wurde geschützt durch französische Truppen. Im Jahr 1870 aber verließen die französischen Truppen nach Ausbruch des Krieges den Kirchenstaat, weil man sie an der Front brauchte; diese Gelegenheit benützten etwas später die Italiener, rückten in Rom ein, erklärten es für die Hauptstadt Italiens und einigten so ihr Land. Nach Errichtung des Deutschen Reiches erschien eine Abordnung von Katholiken bei Bismarck und forderte von ihm, das Deutsche Reich solle sich dafür einsetzen, daß dem Papste sein Kirchenstaat wieder zurückgegeben werde. Das verweigerte natürlich Bismarck; er hatte keine Lust, sich wegen des Kirchenstaates, dessen Einrichtung in die Neuzeit nicht mehr paßte, mit den Italienern zu verfeinden. Dadurch schon entstand eine Mißstimmung gegen das neue Reich bei den Katholiken. Die katholischen Abgeordneten haben sich schon im ersten Deutschen Reichstag zu einer besonderen Partei, dem Zentrum, zusammengeschlossen. Das Deutsche Reich hat nun die Zivilehe eingeführt; das heißt es hat die Ehe, die vorher nur durch die Kirche rechtsgültig geschlossen werden konnte, durch die Staatsbehörde schließen lassen. Es hat ferner die Schule zur Staatssache erklärt und sie allein unter die Aufsicht staatlicher Beamten gestellt. Und da die Katholiken dagegen heftigen Widerstand leisteten, so folgten noch andere Kampfgesetze: der Jesuitenorden wurde im ganzen Reiche verboten, Männerklöster aufgehoben, Bischöfe und Geistliche, die Widerstand leisteten, abgesetzt oder mit Gefängnis bestraft, die Staatsleistungen für die katholische Kirche eingestellt. Da entstand ein scharfer Kampf der katholischen Partei gegen die Reichs- und gegen die preussische Regierung — ein Kampf, der unter dem Namen „Kulturkampf“ bekannt ist. Daß Bischöfe und Geistliche abgesetzt wurden, ein sehr großer Teil der Pfarreien unbefest war, hat natürlich im katholischen Volke ungeheuer erbittert; man schob die Schuld allein dem Staate zu.

So glänzend also die Regierung Bismarcks in der äußeren Politik war, so hatte er doch im Innern keine so glückliche Hand, und es ist ihm nicht gelungen, diese beiden großen Parteien mit dem Reiche zu versöhnen und als mitarbeitende Glieder in dasselbe einzufügen.



Auch in den westlichen, östlichen und nördlichen Grenzmarken war die Regierung nicht glücklich. Im Westen hingen weite Kreise von Elsaß-Lothringen — vor allem die katholische Geistlichkeit und die Großindustriellen — an Frankreich. Im Osten — Posen und Westpreußen — waren die Polen, auch hier geführt von der katholischen Geistlichkeit und dem Adel, Gegner Preußens und des Deutschtums; und auch in Nordschleswig strebten die Dänen die Losreißung von Deutschland an. Hier war der Fehler, daß keine feste, einheitliche Regierung da war. Das eine Mal hat man die Leute verhätschelt, das andere Mal ist die Regierung hart und schroff gegen sie vorgegangen. Man hat die Leute vielfach mit kleinlichen Polizeimaßregeln vor den Kopf gestoßen, und hat ihnen in wichtigen Sachen nachgegeben, während man es hätte umgekehrt machen müssen.

Auf dem wirtschaftlichen Gebiete hat Bismarck von 1879 an eine wichtige Änderung zuwege gebracht. Die neu aufstrebende deutsche Industrie hatte zunächst unter dem Wettbewerb der ausländischen, vor allem der englischen, sehr viel zu leiden. Sie suchte des Mitbewerbes Herr zu werden dadurch, daß sie billiger lieferte. Allein das ging auf Rechnung der Güte der Waren. Im Jahre 1878 war eine Weltausstellung in Philadelphia; dorthin ging im Auftrage der deutschen Regierung Geheimrat Reuleaux, und er stellte den deutschen Erzeugnissen das Zeugnis „billig und schlecht“ aus. Die Regierung war sich klar darüber, daß das anders werden müsse. Sie hat daher dem Reichstag die Zollgesetzgebung vorgelegt. Die vom Auslande eingeführten gewerblichen Erzeugnisse wurden mit einem Einfuhrzoll belegt. Dadurch wurde der ausländische Wettbewerb unschädlich gemacht, und die deutsche Industrie konnte von da an weit besser arbeiten. Sie blühte auf unter dem Schutze der Zollgesetzgebung. — Auch der Landwirtschaft kam die Zollgesetzgebung zugute. Auch sie litt unter dem Wettbewerb des Auslandes. Die europäischen und überseeischen Getreideländer konnten ihr Getreide weit billiger erzeugen als Deutschland; durch die Fracht, die sehr billig war, wurde es nur wenig teurer, so daß in Deutschland das ausländische Getreide billiger zu haben war als das einheimische. So kam die Landwirtschaft, die ihre Erzeugnisse gar nicht oder nur mit Schaden absetzen konnte, in eine sehr schwierige Lage. Bismarck hatte lebhaftes Verständnis für die Landwirtschaft und war der Überzeugung, daß sie das Rückgrat des Staates sei. So kam er ihr durch Einfuhrzölle auf das ausländische Getreide zu Hilfe. Unter dem Schutze dieser Zölle blühte auch die Landwirtschaft, die mehr und mehr auch mit Maschinenbetrieb und neuzeitlichen Düngemitteln arbeitete, wieder auf.

Um diese Zollgesetzgebung durchsetzen zu können, hatte Bismarck das



Zentrum gebraucht. Da er schon länger gesehen hatte, daß der Kampf für den Staat schädlich war, während die katholische Kirche nichts dadurch verloren hatte, so machte er seinen Frieden mit dem Zentrum und gab diejenigen Gesetze, die am meisten Anstoß erregt hatten, preis; aber in der Zivilehegesetzgebung und in der Schulaufsichtsfrage konnte der Staat nicht nachgeben. Die blieb bestehen, und auch die katholische Kirche hat sich damit abgefunden.

## 17. Geschichte Deutschlands von 1888 bis zum Weltkrieg.

Nach dem Tode Kaiser Wilhelms I. kam sein Sohn Friedrich III. zur Regierung — als Todfranker. Er litt an einem bösartigen Krebsleiden, und so waren seine Tage gezählt. Er war vermählt mit der Prinzessin Viktoria von England. Als er im Jahre 1887 bei dem fünfzigjährigen Regierungsjubiläum seiner Schwiegermutter, der Königin Viktoria von England, in London war und im Festzuge einherritt, eine stolze, reckenhafte Erscheinung mit wallendem, blondem Vollbart, da jubelten ihm sogar die Engländer zu. Und doch trug er damals schon den Todeskeim in sich. Aber er trat die Regierung noch an und behielt den Fürsten Bismarck als ersten Ratgeber bei. Schon am 15. Juni 1888 verschied er im siebenundfünfzigsten Jahre seines Lebens nach einer Regierung von nur neunundneunzig Tagen.

Sein Sohn folgte ihm als Wilhelm II. Er war erst neunundzwanzig Jahre alt, aber voll Schaffensdrang und Tatendurst. Er hatte die besten Absichten, sah sein Amt als ihm von Gott übertragen an und war fest entschlossen, seinem Volke den Frieden zu bewahren. Er war ein sehr begabter Mann. Aber gerade das wurde ihm gefährlich. Denn er glaubte, er verstehe alles und bedürfe keines erfahrenen Ratgebers. Er war ein guter Redner; aber auch das ist ihm gefährlich geworden; denn er hat oft öffentlich geredet, wo er besser geschwiegen hätte. Seit 1880 war er vermählt mit Auguste Viktoria, der Tochter jenes Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, der 1864 gerne Herzog von Schleswig-Holstein geworden wäre. Er lebte mit ihr in sehr glücklicher Ehe.

Während dieser Zeit wuchs Deutschland immer mehr in die Weltpolitik hinein. Die Bevölkerungszahl nahm gewaltig zu. Infolge davon mußte der Aufschwung der Industrie kommen; er war auch ein ganz merkwürdig großer und ungeheuer rascher. Deutschland rückte England in der Industrie immer näher. In Stahl- und Messerwaren war die



englische Fabrikstadt Sheffield bisher die erste der Welt gewesen. Mehr und mehr lief ihm das rheinische Solingen den Rang ab. Früher hatte man bei uns ausschließlich englische Stahlfedern gekauft. Das tut jetzt niemand mehr; denn die deutschen Stahlfedern sind besser und billiger. Nähmaschinen wurden früher nur in England hergestellt; jetzt haben die deutschen Fabrikate die englischen übertroffen. Der deutsche Maschinenbau übertrifft alle andern. In der chemischen Industrie, die u. a.



Kaiser Friedrich in San Remo.

die wunderbaren Anilinfarben herstellt, kommt kein Land der Welt Deutschland gleich. Dann Musikinstrumente: es kam soweit, daß Deutschland drei Viertel sämtlicher Klaviere der Welt lieferte; ähnlich bei Kinderspielwaren und Maschinen aller Art. Vieles, was England früher nach Deutschland geliefert hatte, konnte es jetzt nicht mehr liefern, weil es in Deutschland besser und billiger gemacht wurde. — Im selben Maße hob sich der Außenhandel. Nach England kam eine Masse deutscher Waren. Die englische Regierung suchte vorzubeugen. Sie ordnete an, daß sämtliche deutschen Waren den Stempel „made in Germany“ tragen mußten. Aber nun ging's erst recht auf die deutschen Waren los. Überseeische Länder, in denen bisher nur der englische Handel geblüht hatte, wurden auf einmal mit deutschen Waren überschwemmt. Wo aber überseeischer Handel ist, müssen auch Schiffe sein. Früher wurden große Seeschiffe nur auf englischen Werften hergestellt. Jetzt entstanden



großartige Schiffswerften in Hamburg, Stettin, Danzig und andern Seestädten. Die Schiffe, die da hergestellt wurden, übertrafen alles, was bisher dagewesen war, an Größe, Schönheit, zeitgemäßer Einrichtung und Schnelligkeit. Vor allem die großen Passagierdampfer, die für den Norddeutschen Lloyd und die Hamburg-Amerika-Linie hergestellt wurden. Bessere Schiffe hat die Welt noch nie gesehen. Der Hamburger Hafen wurde zum größten Seehafen der Welt ausgebaut.

Einige Zahlen! 1913 hatte unser deutscher Außenhandel einen Wert von 21 Milliarden Mark. Er hatte in den Jahren 1898/1908 um 70 v. H. zugenommen, während England eine Zunahme von nur 38, die Vereinigten Staaten von 60 und Frankreich von 41 v. H. zu verzeichnen hatten. Nur Japan hatte eine etwas höhere Zunahme. Der deutsche Anteil an der Welthandelsflotte war von 1874/1912 von 5,2 v. H. auf 10 v. H. gestiegen, der Englands von 46,8 v. H. auf 42,6 v. H. gefallen. 1892 betrug der Anteil Deutschlands am Außenhandel der Welt 10,8 v. H., 1912 12,9 v. H.; zu gleicher Zeit fiel der englische Anteil von 20,9 auf 16,6 v. H. — 12,9 und 16,6! Es war leicht auszurechnen, daß der deutsche Außenhandel in ein paar Jahren den englischen übertreffen würde, wenn die Entwicklung so weiter ginge.

Dieser gewaltige Aufschwung Deutschlands war wohl ein Zeichen von deutscher Tüchtigkeit und Arbeitskraft. Aber es lag auch eine große Gefahr darin. Es hatte sich ein Rennen und Jagen nach mehr und immer mehr aller Volkstriebe bemächtigt: mehr Geld, mehr Genuß und Vergnügen! Das ist aber etwas Gefährliches für den inneren Menschen. Denn der Mensch, vor allem der deutsche Mensch, braucht höhere, geistige, religiöse, sittliche Werte, wenn er nicht bei allem äußeren Gewinn innerlich verarmen und herunterkommen soll. Der materielle Sinn bedrohte uns Deutsche mit geistiger Verarmung. Zugleich brachte uns dieses überaus rasche Wachstum auch in Schwierigkeiten mit andern Völkern. Man denke an zwei Nachbarn, die in vielen Stücken aufeinander angewiesen sind! Wenn jeder immer mehr haben, keiner auf den andern Rücksicht nehmen will, muß es doch schließlich Händel geben. Alle Völker am Anfang des 20. Jahrhunderts jagten nach Erwerb, Verdienst, Reichtum, Macht; keines wollte hinter dem andern zurückbleiben. Die andern haben hierin wahrlich nicht weniger gefehlt als wir; die Jagd nach dem Golde ist vielmehr in England und in Amerika noch viel toller gewesen als bei uns. Aber es ist doch der Beruf des Deutschen, der Welt vor allem geistige Wahrheiten zu bringen — und diesem Berufe sind wir etwas untreu geworden. Es kam dazu, daß das Auftreten vieler Deutschen im Ausland nicht geeignet war, uns Zuneigungen zu erwerben; viele traten recht lärmend, hochmütig,



prozenhaft auf. Die englischen und französischen Zeitungen fühlten diese Schwäche der Deutschen sofort heraus und ließen es an Verleumdungen nicht fehlen. So mußte endlich ein Zusammenstoß kommen. — Deutschlands Lage aber war die gefährlichste. Es war dasjenige Land, das am schnellsten vorangekommen war; daher war es auch dem Neide der andern, vor allem Englands, am meisten ausgesetzt. Und es liegt im Herzen Europas, umgeben von Völkern, die ihm nicht günstig sind; dazu ist es in Rohstoffen und Lebensmitteln von andern Völkern abhängig. Mit England ergaben sich wachsende Schwierigkeiten. Deutschland suchte und fand Anschluß an die Türkei und erhielt von ihr die Erlaubnis zum Bau einer Bahn durch Kleinasien und Mesopotamien bis zum Persischen Meerbusen. Welche Aussichten für Deutschlands Versorgung mit Rohstoffen und Lebensmitteln! Reis und Weizen und Erdöl in Menge! Aber England sah scheel dazu; denn es fürchtete für sein Indien.

So trat Deutschland in die Weltpolitik ein; die Verhältnisse trieben dazu. Schon in den achtziger Jahren hatte diese Entwicklung begonnen und zum Erwerb von Schutzgebieten geführt. Aber wie vorsichtig war Bismarck in diese Politik eingetreten! Wie hatte er sich nach allen Seiten hin zu sichern verstanden! Aber vom Jahr 1890 an stand er nicht mehr am Steuer. Der Kaiser hat sich mit ihm entzweit und ihn entlassen. Das hatte allerlei Ursachen. Bismarck wollte das Sozialistengesetz erneuern; der Kaiser aber nicht. In diesem Stück war wohl das Recht auf seiten des Kaisers, denn Nutzen hatte das Gesetz nicht gebracht, wohl aber viel Verbitterung geschaffen. Dann aber wollte der Kaiser nicht leiden, daß Bismarck Reichstagsabgeordnete bei sich empfangen und mit ihnen verhandle. Ebenso verlangte der Kaiser, daß die Minister unmittelbar Berichte an den Kaiser erstatten und Vorträge halten, von denen der Reichskanzler nichts wisse. Darauf konnte Bismarck unmöglich eingehen, da er doch als Reichskanzler für die ganze Politik Preußens und des Reiches verantwortlich war. Der eigentliche Grund aber lag tiefer. Es war gar nichts anderes als ein Kampf um die Macht zwischen dem Kaiser und seinem Reichskanzler. Der Kaiser wollte die ganze Politik allein leiten; der Reichskanzler sollte nur ausführen, was der Kaiser angab. Dem Kaiser schwebte immer Friedrich der Große als Vorbild vor Augen; allein was Friedrich II. konnte, konnte Wilhelm II. eben doch nicht. Jedenfalls hätten sowohl der Kaiser als Bismarcks Nachfolger sich von Bismarck, der doch eine langjährige Erfahrung hinter sich hatte und das höchste Ansehen in Europa genoß, in die äußere Politik einführen lassen und in allen schwierigen Fragen seinen Rat einholen müssen. Das hatte der Kaiser auch ausdrück-



lich in dem Erlasse zugesagt, in dem Bismarcks Entlassung verfügt ward. Ausgeführt wurde diese Zusage niemals. Es wäre um so notwendiger gewesen, als der Kaiser sich nach Bismarcks Entlassung mit lauter Männern umgab, die auf dem Gebiete der äußeren Politik völlig unerfahren waren. Reichskanzler wurde General von Caprivi, ein ganz tüchtiger Heerführer, aber in der äußeren Politik ein völliger Neuling. Nicht anders war's mit dem Staatssekretär des Äußeren Freiherrn von Marschall, der bisher Staatsanwalt gewesen war. Der eigentliche Leiter aber war ein Beamter im Auswärtigen Amte, Geheimrat von Holstein, ein Mann, der aus einem langjährigen Mitarbeiter Bismarcks sein Gegner geworden war. In der Tat wollte der Kaiser selbst der Leiter sein; aber bei all seiner großen Begabung fehlte ihm dazu nicht bloß die Erfahrung, sondern auch die Besonnenheit und ruhige Stetigkeit. Welch großer Fehler die Besetzung des Auswärtigen Amtes war, zeigte sich sofort nach Bismarcks Entlassung. Der sogenannte Rückversicherungsvertrag mit Rußland war abgelaufen, und es handelte sich um die Frage seiner Erneuerung. — Bismarcks Politik ist von 1871 an eine durchaus friedliche gewesen. Er wußte, welchen Gefahren von außen her das neue Reich ausgesetzt war, und daß die bisherigen Großmächte ihm als Neider gegenüber standen. Bei einem Kriege, das war seine feste Überzeugung, konnte Deutschland nichts gewinnen, wohl aber alles verlieren. Wohl war Deutschland jedem einzelnen europäischen Gegner gewachsen; was aber Bismarck fürchtete, das war ein Bündnis mehrerer Gegner gegen Deutschland, so daß wir genötigt sein würden, gegen zwei Fronten zu kämpfen. Oftmals wurde er in schlaflosen Nächten von dem „cauchemar des coalitions“, das heißt dem Alpdruck feindlicher Bündnisse gequält. Sein Bestreben war, den europäischen Frieden zu erhalten. Zu diesem Zwecke mußte er das Zustandekommen feindlicher Bündnisse gegen uns zu verhindern suchen.

Der europäische Frieden war an zwei Punkten beständig bedroht: an der deutsch-französischen Grenze und auf dem Balkan. Der Verlust Elsaß-Lothringens erschien den Franzosen immer als ein großes Unrecht; daß es alter deutscher Boden war, den sie selbst einst mit Gewalt dem alten Deutschen Reiche entrißen hatten, darnach fragten sie nicht. Der leitende Gedanke der französischen Politik war seit 1871 die Revanche. Bismarck kam den Franzosen entgegen, wo er konnte, namentlich in ihren außereuropäischen Unternehmungen. Es half nichts. Daß Frankreich allein mit seiner sich gleichbleibenden Volkszahl dem Deutschen Reiche mit seiner stark wachsenden Bevölkerung nicht gewachsen war und keine Aussicht auf Erfolg in einem Kriege hatte, wußte man dort wohl. Daher strebte Frankreich nach Bündnissen; vor allem



mit Rußland, um in einem Kriegsfall Deutschland auf beiden Seiten fassen zu können. Und wie nach dem Berliner Kongreß in Rußland eine Verstimmung gegen Deutschland Platz griff, suchte man in Paris diese sofort zu einem Bündnisse auszunützen. Das mußte Bismarck unter allen Umständen zu verhindern suchen.

Nicht minder war aber der Frieden auf dem Balkan bedroht. Rußland strebte nach dem, was es auf dem Berliner Kongreß nicht erreicht hatte: nach Konstantinopel und den Meerengen. England war entschlossen, das unter keinen Umständen zuzugeben. Andererseits strebte Osterreich, das Rußlands Vordringen auf dem Balkan fürchtete, danach seinen Einfluß dort auszudehnen. Die von der Türkei unabhängigen Staaten Serbien und Bulgarien suchten und fanden Anschluß an Rußland.

Um allen Gefahren im Westen und Osten zu begegnen, hatte Bismarck den Dreibund mit Osterreich und Italien geschlossen. Der Bund verpflichtete Osterreich, Deutschland gegen Rußland, und ebenso Italien, Deutschland gegen Frankreich beizustehen; im umgekehrten Falle hatte Deutschland dieselbe Verpflichtung. Dazu kam aber noch der Rückversicherungsvvertrag mit Rußland. In diesem war vereinbart: wenn einer von beiden Teilen von einer dritten Macht angegriffen wird, so hat der andere Teil wohlwollende Neutralität zu beobachten. Damit war für Frankreich Rußlands Hilfe bei einem Kriege gegen Deutschland ausgeschlossen und für Deutschland der Gefahr vom Westen her begegnet. Rußland war an der gewaltsamen Lösung der Orientfragen durch Zertrümmerung Osterreichs gehindert, und so auch der Gefahr von Osten her nach Möglichkeit gewehrt, zumal Osterreich die Verpflichtung hatte, im umgekehrten Falle daselbe zu tun. Ferner haben sich sowohl Osterreich im Dreibundvertrag als Rußland im Rückversicherungsvvertrag verpflichtet, auf der Balkanhalbinsel keine entscheidenden Schritte, die auf eine Änderung des Besitzstandes hinauslaufen, tun zu wollen ohne vorherige Verständigung mit Deutschland. Doch war Rußland Bulgarien als besonderes Einflußgebiet überlassen, auch von Deutschland diplomatische und moralische Unterstützung zugesagt, falls Rußland sich genötigt sehen sollte, die Meerengen vorübergehend zu besetzen. Osterreich und Italien hatten sich außerdem zugesagt, sich gegenseitig miteinander zu verständigen, falls das eine oder andere zu einer Besetzung von Gebieten der Balkanhalbinsel schreiten wolle, und dem andern Teil eine Entschädigung dafür zu gewähren. Durch alle diese Bestimmungen waren Rußland, Osterreich und Italien für ihre Absichten auf den Balkan Zügel an-



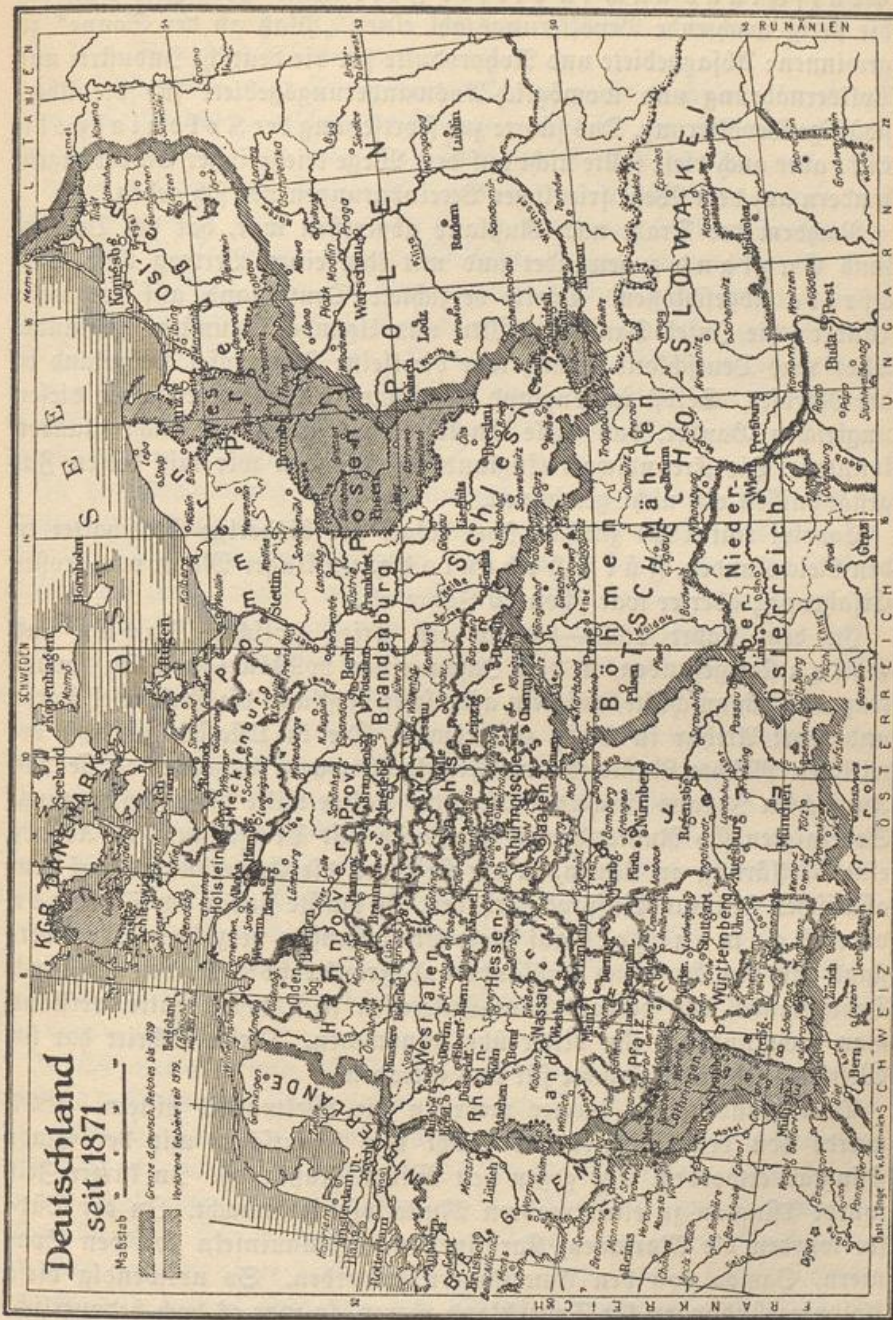
gelegt und ihnen, namentlich auch Österreich, Deutschlands Hilfe nur für den Fall zugesichert, daß sie bei jedem entscheidenden Eingreifen auf dem Balkan sich vorher des deutschen Einverständnisses versichert hätten. Damit wollte Bismarck verhindern, daß Deutschland durch das Vorwärtsdrängen Österreichs auf dem Balkan verpflichtet würde, sich für Dinge zu opfern, die es nichts angingen.

Es ist somit gar keine Frage und durch die Veröffentlichungen, die seit dem Weltkriege aus deutschen, belgischen, russischen und englischen Archiven erfolgt sind, ganz unwiderleglich nachgewiesen, daß die äußere Politik Rußlands und Frankreichs Ziele verfolgte, die ohne einen europäischen Krieg nicht zu verwirklichen waren. Denn wie wäre die Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen oder die Erwerbung von Konstantinopel und den Meerengen anders zu erreichen gewesen als durch einen Krieg? Und wie, wenn die beiden Mächte, die eine solch kriegerische Politik verfolgten, sich zusammensanden? Drohte dann nicht für Deutschland bei seiner geographischen Lage der Zweifrontenkrieg? Und lag nicht darin die äußerste Gefahr? So mußte eine kluge und weitsichtige Politik darauf aus sein, diese beiden Mächte stets auseinanderzuhalten. Das hat Bismarck mit dem Rückversicherungsvertrage bezweckt.

Aber nun handelte es sich gleich nach Bismarcks Entlassung um die Erneuerung dieses Vertrags. In Rußland war man der Erneuerung durchaus günstig gesinnt; sowohl Giers, der russische Minister des Auswärtigen als der russische Gesandte in Berlin, Schuwaloff, wünschten sie. Allein die neuen Männer in Berlin konnten sich dazu nicht entschließen. Der Vertrag erschien ihnen zu künstlich; sie lehnten daher die Erneuerung ab. Das war ein überaus folgenschwerer Schritt; denn von da an drohte das, was Bismarck immer gefürchtet und zu vermeiden gesucht hatte: ein Krieg nach zwei Fronten. Nicht lange stand es an, da haben sich auch Frankreich und Rußland einander genähert und 1891 ein Bündnis miteinander geschlossen.

Dem Gedanken eines vorbeugenden Krieges gegen Frankreich, dessen Unversöhnlichkeit er wohl kannte, ist Bismarck stets durchaus ablehnend gegenüber gestanden; denn er hielt auch einen siegreichen Krieg für ein nationales Unglück. — Auch nach seiner Entlassung war die Außenpolitik Deutschlands stets auf Erhaltung des europäischen Friedens bedacht. Das ist auch von den belgischen Gesandten in ihren Berichten durchaus anerkannt worden. Nur trat jetzt an die Stelle des zielbewußten Handelns, das Bismarcks Staatskunst auszeichnete, ein unsicheres Taften, bei dem auch Mißgriffe nicht fehlten. Aber Ziele, die sich nur durch einen europäischen Krieg hätten erreichen lassen, hatte







Deutschland auch in dieser Zeit nicht. Sein Ziel war, für die stetig wachsende Bevölkerungszahl einen „Platz an der Sonne“ zu gewinnen: Absatzgebiete und Rohprodukte für die deutsche Industrie und Volksernährung und womöglich Auswanderungsgebiete für die überschüssige Bevölkerung. Das führte zur Fortsetzung der Kolonialpolitik; aber auch diese sollte nicht auf dem Wege kriegerischer Eroberungen, sondern auf dem Wege friedlicher Vereinbarungen vor sich gehen.

Nachdem der Draht nach Rußland abgerissen war, hat sich Deutschland England zugewendet und mit ihm einen Vertrag über Ostafrika abgeschlossen. Darin verzichtete Deutschland auf wertvolle Länder: die Insel Sansibar, Witu und Uganda zugunsten Englands. Alles was Deutschland bekam, war die kleine Felseninsel Helgoland in der Nordsee. Selbst in England war man so verwundert über diesen ungleichen Handel, daß viele Engländer es zuerst gar nicht glauben konnten. Die Freundschaft Englands aber haben wir mit diesen Zugeständnissen erst nicht gewonnen.

Caprivi trat 1894 zurück. Ihm folgte der bisherige Statthalter in den Reichslanden, Fürst Hohenlohe, ein kluger Mann von großer Erfahrung; aber er war schon 76 Jahre alt.

In dem Jahre 1894—95 hat ein Krieg zwischen Japan und China stattgefunden, in dem Japan einen vollständigen Sieg davontrug und sich anschickte, auf dem asiatischen Festland die Halbinsel Korea und Port Arthur in Besitz zu nehmen. Die in Ostasien zunächst beteiligten Mächte Rußland und Frankreich waren dagegen, da sie das Anwachsen Japans fürchteten. Auch der Kaiser teilte diese Befürchtung. So einigten sich Rußland und Frankreich mit Deutschland zur Abgabe einer Erklärung an Japan, in der sie gegen die Erwerbungen auf dem asiatischen Festland Einsprache erhoben. So mußte Japan im Frieden von Schimonoseki auf diese Erwerbungen verzichten. Man verstand dort den Einspruch Rußlands und Frankreichs; aber den Einspruch Deutschlands, das damals keine Interessen in Ostasien hatte, verstand man nicht und hat ihn bitter übel genommen. Dieser Schritt hat im Weltkrieg sehr üble Früchte für uns getragen.

Deutschland wuchs immer mehr in die Weltpolitik hinein. 1897 wurde von den Chinesen die Bucht von Kiautschou mit der Stadt Tsingtau erworben, sehr gegen den Willen Rußlands. In kurzer Zeit wurde Tsingtau zu einer wahren Musterkolonie gemacht. In der Südsee wurden die Marianen, Karolinen und Palauinseln von den Spaniern, Samoa von den Amerikanern erworben. So notwendig diese Koloniegründungen für Deutschland waren, so war es doch bedauerlich, daß sie über die ganze Erdoberfläche hin zerstreut waren und dadurch



überall Reibungsflächen geschaffen wurden. Ein geschlossenes großes Kolonialgebiet, etwa in Afrika, wäre vorzuziehen gewesen; allein es war kein Plan in der Kolonialtätigkeit.

Im Jahr 1898 war Fürst Bismarck, der große Gründer und langjährige Leiter des Deutschen Reiches, gestorben. Er war in seinen letzten Lebensjahren der treue Eckart des Deutschen Reiches gewesen und hatte oftmals in Rede und Schrift Mahnungen und Warnungen erteilt, wo er Gefahren sah, ohne daß man sie an den maßgebenden Stellen beachtet und befolgt hätte. Kaiser Wilhelm II. hat sich zwar 1894 noch mit ihm versöhnt; aber ein Vertrauensverhältnis kehrte nicht wieder, und Einfluß auf die Politik hat er auch nicht mehr gehabt. Am 30. Juli 1898 ist er gestorben. In dem zu seiner Bestattung Friedrichsruhe gehörigen Sachsenwald ist dieser große Deutsche begraben. Sein Grabstein trägt die schlichte Inschrift: „Otto von Bismarck, ein treuer deutscher Diener Kaiser Wilhelms I.“

In der Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten fehlte es in Deutschland nicht bloß an den leitenden Männern, sondern auch an unseren Gesandten im Auslande. Es kamen Leute in diese Posten hinein, die ihre Aufgabe nicht verstanden. Sie merkten die Stimmung in dem fremden Lande nicht und kümmerten sich zu wenig um die Deutschen im Auslande. Kaiser und Regierung waren gar nicht unterrichtet über die Stimmung im Auslande. Der Kaiser glaubte: wenn er nur mit den auswärtigen Herrschern gut stehe, so sei es nicht gefehlt. So ließ er es an Höflichkeiten nicht fehlen; aber das hatte keinen Wert. Er hat durch unvorsichtige Reden in der Öffentlichkeit, bei denen er gerne auf unsere starke Rüstung hinzuweisen pflegte, sehr viel geschadet. Sein größter Wunsch war die Erhaltung des Friedens. Aber im Auslande sah man solche Reden als Kriegsdrohungen an und behauptete, Deutschland strebe nach der Weltherrschaft. Das geschah besonders in Frankreich und England; von dort aus ist die Presse der ganzen Welt mit deutschfeindlichen Artikeln überschwemmt worden; und überall hat man's geglaubt.

In Südafrika befand sich England im Gegensatz zu den holländischen Buren. Diese waren von den Engländern immer weiter ins Land hineingetrieben worden und hatten dort zwei Republiken gegründet: die Transvaalrepublik und den Oranjesfreistaat. Längst hätten die Engländer gerne diese Staaten, die reiche Gold- und Diamantfelder besaßen, sich angeeignet. Eines Tages machte ein Engländer, Dr. Jameson mit einer bewaffneten Schar einen Einfall in die Transvaalrepublik, wurde aber von den Buren überwältigt und gefangen genommen. Der Kaiser sandte darauf dem Präsidenten der Transvaal-



republik Paul Krüger ein Glückwunschtelegramm. Das hat man ihm in England ungeheuer übel genommen. Nicht lange nachher kam's zum Kriege Englands gegen die Buren. Es war ein Raubzug ohne gleichen, von England mit rohester Rücksichtslosigkeit und Grausamkeit gegen Frauen und Kinder geführt. — Die Buren hatten von 1900—1902 gekämpft, mußten sich aber endlich der ungeheuren Übermacht ergeben, und England hat beide Staaten seinem Kolonialreiche hinzugefügt.

Die deutsche Volksstimmung und die deutsche Presse standen in dieser Zeit ganz auf seiten der Buren. Die Regierung aber blieb streng neutral, und der Kaiser hat sich sogar geweigert, den Präsidenten Krüger zu empfangen, der nach Europa reiste. In Frankreich war die Stimmung gegen England noch viel gehässiger. Ja, Frankreich und Rußland hatten große Lust, Englands Verlegenheit in diesem Kriege gründlich auszunützen. Sie schlugen der deutschen Regierung vor, in Gemeinschaft mit ihnen England „bis in den Staub zu demütigen“. Der Kaiser hat sich entschieden geweigert. Er wollte Englands Not nicht zu dessen Schaden ausnützen. Verwandtschaftliche Rücksichten haben dabei mitgespielt: war doch die Königin von England seine Großmutter und ihr Sohn und Nachfolger Eduard VII. sein Oheim. Die Engländer haben nie so gedacht, sondern immer nur nach dem Nutzen des eigenen Landes, nie nach Verwandtschaft gefragt.

Aber Wilhelm II. hat von den Engländern keinen Dank geerntet. Jenes Telegramm haben sie nicht vergessen. Sie nahmen's wohl dem deutschen Volke übel, daß es sich auf die Seite der Buren gestellt hatte, nicht aber dem französischen. Denn sie dachten: „Die Franzosen werden uns nicht gefährlich; denn sie sind ein abnehmendes Volk. Die französischen Kolonien werden einst als reife Frucht uns in den Schoß fallen. Gefährlich werden uns nur die Deutschen mit ihrer zunehmenden Gewerbetätigkeit, ihrem Handel, ihrer Schiffahrt.“ Deshalb hat schon 1897 ein englisches Blatt (Saturday review) geschrieben: „Deutschland muß vernichtet werden“. König Eduard VII. hat bei allen andern Mächten Europas angeknüpft. Er ist ganz in der Stille in Europa umhergereist, hat keine Reden gehalten wie sein Neffe, aber überall Bündnisse gesucht, vor allem mit Rußland und Frankreich. Auch Österreich und Italien suchte er vom Dreibund wegzuziehen. Bei Österreich gelang's ihm nicht; bei Italien fand er geneigtes Gehör. Alle diese Dinge, auch den ganzen Pressefeldzug gegen uns, der von England ausgegangen war und die ganze Welt erfüllte, hat man bei uns viel zu wenig beachtet.

Im Jahr 1898 trat der Reichskanzler Fürst Hohenlohe zurück. Ihm folgte *Bernhard von Bülow*, ein äußerst gewandter Diplomat, aber kein zuverlässiger Politiker.



Noch stand England allein, abseits von den beiden Mächtegruppen, dem Zweibund und dem Dreibund. Mit Frankreich war es wegen Afrika zerfallen, Rußland wurde von jeher als Englands Feind betrachtet. England empfand diese Vereinzlung als großen Mangel und strebte nach einem Anschlusse an eine festländische Macht, besonders an Deutschland. Wilhelm II. hat nach dem Undank, den er von England erfahren, dazu keine Lust gehabt, trug sich vielmehr mit dem Gedanken eines Bündnisses der Festlandsstaaten gegen England, mit dem er aber bei seinen Bundesgenossen keinen Beifall fand. Auch der Reichskanzler Bülow hatte keine Neigung zu einem Bündnis mit England. Er hatte großes Mißtrauen gegen die englischen Politiker. Daß sie immer auswichen, sowie Deutschland auf bestimmte Zusicherungen und auf Vorlage eines etwaigen Bündnisvertrages an das Parlament drang, rechtfertigte dieses Mißtrauen. So wurde aus all den Bündnisverhandlungen mit England nichts. Die deutschen Politiker glaubten immer noch, zwischen den Bundesgenossen wählen zu können. Darin täuschten sie sich gründlich; durch ihre Zurückhaltung England gegenüber trieben sie diese Macht immer mehr in die Arme von Frankreich und Rußland. Im Jahr 1904 schloß England ein Bündnis mit Frankreich (entente cordiale hat man es dort genannt, das heißt herzliches Einvernehmen). Frankreich hatte darin endgültig auf Ägypten zugunsten Englands verzichtet, England aber den Franzosen in Marokko freie Hand gelassen.

Aber nun Rußland? 1904 war ein Krieg zwischen Rußland und Japan ausgebrochen. Der deutschen Politik konnte es nur erwünscht sein, wenn Rußlands Vergrößerungsdrang sich nach Ostasien richtete; und sie hat daher Rußland gegenüber eine wohlwollende Haltung bewahrt, ohne sich mit Japan zu verfeinden. Der Krieg endigte jedoch mit einer gründlichen Niederlage der Russen. Mit dem Vordringen Rußlands nach Ostasien war es zu Ende; um so entschiedener wurden die alten Pläne auf den Balkan wieder aufgenommen. Zwar war der Zar Nikolaus II. ein Vetter und Freund Wilhelms II. und persönlich kein Deutschenfeind; allein er war ein schwacher Mann und ganz von den Panlawisten abhängig. Durch Iswolski, der jetzt zum Minister des Auswärtigen berufen wurde, einen abgesagten Feind Deutschlands und Österreichs, wurde die russische Politik wieder in die alten Umtriebe auf dem Balkan hineingeführt. Rußland, das schon längst für seine Getreideausfuhr nach einem eisfreien Hafen gestrebt hatte, hatte durch den unglücklichen Ausgang des Krieges mit Japan seinen einzigen eisfreien Hafen, Port Arthur, verloren. Um so brennender wurde jetzt seine Begierde nach Konstantinopel und den Meerengen. Und



jetzt näherten sich Rußland und England, die alten Feinde, einander. Sie verständigten sich über die Abgrenzung ihrer Ansprüche in Persien, Tibet, Afghanistan. Was über Konstantinopel und die Meerengen ausgemacht wurde, ist nicht bekannt. Aber Tatsache ist, daß England 1907 der Entente Rußland-Frankreich beitrug. Alle unbefangenen und einsichtigen Staatsmänner, so auch die belgischen Gesandten in Berlin, Paris und London sahen das als einen weiteren Versuch zur Vereinzelung Deutschlands und als eine Gefahr für den Weltfrieden an.

In den maßgebenden russischen Kreisen war der Panlawismus allgemein. Das halbslawische Österreich hatte daher von einem Vordringen Rußlands nach Konstantinopel und den Meerengen alles zu befürchten; denn man wußte in Rußland wohl, daß der Weg nach Konstantinopel über Wien und Berlin führe. Und nun hatte sich England, bisher das Haupthindernis für die russischen Pläne, auf Rußlands Seite gestellt, und der Zankapfel Konstantinopel war einstweilen beiseite gelassen worden!

Die Einkreisung Deutschlands war fertig, und unsere Lage wurde immer bedrohlicher. Auf allen Seiten drohten Zusammenstöße.

An der Nordküste Afrikas liegt Marokko, Spanien gegenüber. Das Land war unabhängig und besaß reiche Naturschätze. Mit dem Sultan von Marokko haben schon 1880 fast alle europäischen Staaten einen Vertrag abgeschlossen, des Inhalts, daß sie alle im Handel gleich behandelt werden sollten; da Deutschlands Handel mit Marokko von Jahr zu Jahr wuchs, so war das für uns eine wichtige Sache. Frankreich aber trachtete längst darnach, Marokko seinem nordafrikanischen Kolonialreiche einzuverleiben. 1904 hatten, wie schon gesagt, England und Frankreich einen Vertrag miteinander geschlossen, der Marokko ganz in die Hand Frankreichs gab. Eine Mitteilung an Deutschland, das doch auch jenen Vertrag von 1880 mitunterzeichnet hatte, war nicht erfolgt. Darauf ist Kaiser Wilhelm II. 1905 bei einer Reise ins Morgenland in Tanger gelandet und vom Sultan begrüßt worden. Er wollte damit zeigen, daß Marokko ein unabhängiges und kein französisches Land sei. Der Kaiser hat sich ungern zu diesem Schritte entschlossen, weil er davon Kriegsgefahren befürchtete; aber Bülow hat ihn dazu veranlaßt. — Nun war in Frankreich große Entrüstung. Aber zu einem Krieg wollten die Franzosen es doch nicht kommen lassen. Es wurde vielmehr auf Antrag Deutschlands eine Konferenz nach Algeciras einberufen.

Wie die Mächte, namentlich England, sich bei dieser Konferenz verhielten, darüber haben uns die Berichte der belgischen Gesandten, die die deutsche Regierung beim Einmarsch nach Belgien in Brüssel ge-



funden hat, wichtige Mitteilungen gemacht. So schreibt der belgische Gesandte in Berlin: „Die riesigen Anstrengungen der englischen Presse, einen friedlichen Ausgang der Marokkoangelegenheit zu verhindern, und die doch wohl unaufrichtige Leichtgläubigkeit, mit der sie alle Verleumdungen gegen die deutsche Politik aufnimmt, beweisen, wie sehr die öffentliche Meinung in Großbritannien bereit ist, jede deutschfeindliche Kombination zu begrüßen.“ — „Die englische Presse hat alles Erdenkliche getan, um zu verhindern, daß die Konferenz von Algeciras zum Ziele führe. Der englische Botschafter in Algeciras hat nicht die geringsten Anstrengungen gemacht, um eine für Deutschland und Frankreich gleich annehmbare Lösung zu finden.“ Unser Verbündeter Italien hat uns hier zum erstenmal im Stich gelassen. Denn Frankreich und England haben den Italienern Tripolis versprochen, wenn sie auf ihre Seite treten würden. So hatten wir nur Österreich-Ungarn auf unserer Seite. Da hat man vermittelt und ausgemacht, daß die „offene Tür“ für alle Staaten gelten solle, das heißt, daß jeder Staat freien Handel in Marokko treiben dürfe. Die Polizei sollte von Frankreich und Spanien gemeinschaftlich gehandhabt werden. Die französische Bank erhielt besondere Vergünstigungen.

Aber auch der Vertrag von Algeciras konnte den Frieden nicht sichern; vielmehr trug man sich auf englischer und französischer Seite mit offensibaren Kriegsplänen. „Es besteht kein Zweifel,“ schreibt der belgische Gesandte in Berlin, „daß König Eduard VII. bei einem Besuche in Paris dem französischen Minister des Auswärtigen Delcassé 100 000 Mann für eine Landung in Holstein versprochen hat.“ Auch mit dem neutralen Belgien hat England angeknüpft: der englische Militärbevollmächtigte in Brüssel, Oberst Barnardiston, hat mit dem belgischen Generalstabschef Ducarme wegen einer Landung in Belgien Verhandlungen getroffen. Und der englische Minister des Äußeren erklärte am Anfang des Jahres 1906, daß Großbritannien Frankreich gegenüber bezüglich Marokkos Verpflichtungen eingegangen habe, denen es bis zum Äußersten nachkommen werde, selbst im Falle eines deutsch-französischen Krieges und auf alle Gefahr hin. (Belg. Gesandter in London 14. Januar 1906.)

Im Jahr 1912 ist England weiter vorgegangen. Es hat mit Frankreich ein Flottenabkommen geschlossen, nach dem die englische Flotte in der Nordsee zusammengezogen werden sollte, wogegen die französische Flotte das mittelländische Meer übernahm.

Wegen Marokko wurde es nochmals gefährlich. 1909 schloß Deutschland mit Frankreich einen Vertrag, in dem die Franzosen die Unabhängigkeit Marokkos und Handelsfreiheit für alle europäischen Staaten



zugestanden. Allein da Unruhen in Marokko entstanden, so nahmen das die Franzosen zum Vorwand, um ein Heer nach Marokko zu schicken, die Hauptstadt Fes zu besetzen und den Sultan abzusetzen. Daraufhin landete ein deutsches Kriegsschiff im Hafen von Agadir. Nun war's nahe am Krieg; aber Franzosen und Engländer trauten sich's doch nicht. Daher kam nach langen Verhandlungen ein Abkommen zwischen Frankreich und Deutschland zustande. Dadurch wurde Marokko zwar an Frankreich überlassen; aber die Franzosen traten dafür vom französischen Kongo ein Stück von 265 000 qkm an Deutschland ab. Wieder war die Kriegsgefahr groß, und wieder ging sie vorüber.

Das Netz um Deutschland zog sich immer enger zusammen. Und auf seiner Seite hatte Deutschland nur die ganz unzuverlässigen, treulosen Italiener und die Österreicher. Österreich aber war ein schwacher Staat; und die Gefahr, daß Deutschland durch Österreich in einen Krieg auf dem Balkan hineingezogen würde, wurde immer größer.

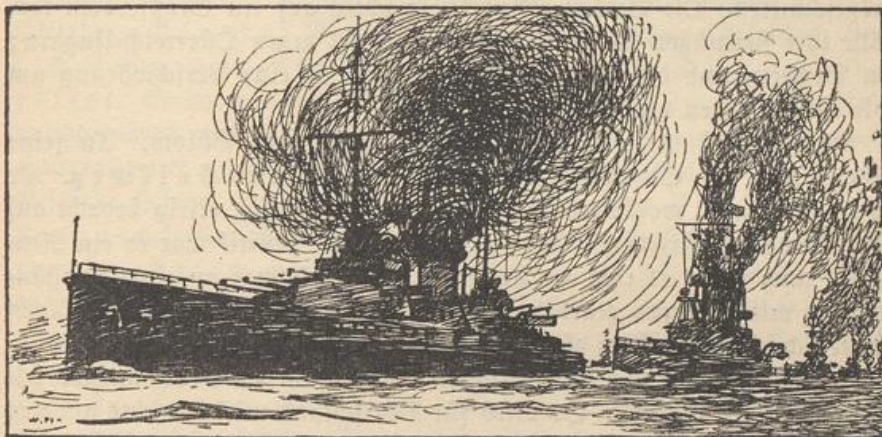
So blieb für Deutschland nichts übrig als sich möglichst stark zu machen. Der Kaiser hat erkannt, wie notwendig eine starke Flotte für Deutschland sei zum Schutze des überseeischen Handels. So wurde unter seiner Regierung durch den Staatssekretär Tirpitz die deutsche Kriegsflotte zur zweitstärksten Flotte der Welt ausgebaut. Aber gerade die Flotte hat England mit größtem Mißtrauen beobachtet und gedacht: die ist gegen uns gerichtet. Mißtrauen und Angst waren so groß, daß der Höchstkommandierende der englischen Flotte, Admiral Fisher, wie er selbst schreibt, im Jahr 1908 dem König den Rat gab, die deutsche Flotte zu „kopenhagen“, das heißt, es ihr so zu machen, wie es die Engländer hundert Jahre zuvor mit der dänischen Flotte in Kopenhagen gemacht hatten: sie mitten im Frieden zu überfallen, zu vernichten oder wegzunehmen. Aber die englischen Staatsmänner trauten sich's nicht. Im Sommer 1911 aber drohte schon tatsächlich ein englischer Überfall auf die deutsche Flotte mitten im Frieden. — Mancherlei Verhandlungen spielten mit England wegen Beschränkung des deutschen Flottenbaues. Aber da die Engländer ihrerseits sich zu keinen Zugeständnissen herbeilassen wollten, so verliefen alle diese Verhandlungen ergebnislos.

Im Wetterwinkel Europas, auf dem Balkan, begann es zu wetterleuchten. — Österreich-Ungarn hatte 1878 auf dem Berliner Kongreß die türkischen Länder Bosnien, Herzegowina und den Sandschak Novi-bazar in Verwaltung bekommen — und zwar ohne Frist. 1908 hat Österreich beschlossen, Bosnien und die Herzegowina sich ganz anzueignen, dagegen den Sandschak Novibazar den Türken zurückzugeben. Die Türken waren damit einverstanden, die Russen aber und ihre ge-



heimen Verbündeten, die Serben, nicht. So bestand wieder die äußerste Kriegsgefahr. Die deutsche Regierung hat darüber keinen Zweifel gelassen, daß sie den Österreichern zur Seite stehen würde. Österreich hatte sich vor diesem entscheidenden Schritte nicht des Einverständnisses Deutschlands versichert; Deutschland wäre also nicht verpflichtet gewesen, ihm den Rücken zu decken. Aber dem Bundesgenossen unter allen Umständen Treue zu halten war dem Kaiser Ehrensache. So haben die Russen doch nicht gewagt loszuschlagen, und auch die Engländer wollten wegen Bosnien und der Herzegowina keinen Krieg anfangen.

Im Jahr 1911 verlangten die Italiener von den Türken ohne wei-



Die deutsche Flotte.

teres Tripolis; als diese sich weigerten, fingen sie Krieg an. Sie waren viel günstiger daran als die Türken; dennoch hatten sie ein ganzes Jahr zu kämpfen. Endlich, da die Türken auf dem Balkan Schwierigkeiten bekamen, mußten sie den Italienern nicht bloß Tripolis, sondern auch zwölf Inseln im Ägäischen Meer abtreten.

Nun ging's auf dem Balkan los. Die Russen hatten einen Bund der Balkanstaaten Serbien, Montenegro, Bulgarien, Griechenland gegen die Türkei zuwege gebracht. Im Jahr 1912 kam's zum Krieg zwischen der Türkei und dem Balkanbund. Die Türken waren nicht genügend vorbereitet, hatten auch ihre besten Truppen aus Kleinasien nicht zur Stelle; so verloren sie eine Schlacht um die andere und wurden mehr und mehr auf Konstantinopel zurückgedrängt. Da haben sie noch einmal an den befestigten Linien von Eschadalticha den Feind aufgehalten. Aber nun entstand unter den Verbündeten selbst Streit über die Beute:



Serben und Griechen wandten sich gegen die Bulgaren, und da auch die Türken wieder zu den Waffen griffen und Rumänien sich gegen die Bulgaren wandte, so konnten diese nicht viel machen. Sie mußten Frieden schließen und den Rumänen noch ein Stück Land abtreten. Die Türken verloren ihren ganzen europäischen Besitz bis auf ein Stück von Konstantinopel westwärts bis Adrianopel. Serben und Griechen bekamen den Löwenanteil. Die Bulgaren, die am meisten geleistet hatten, bekamen am wenigsten. Aber sie mußten sich fügen.

Dieser Ausgang des Krieges war auch für uns und unsere Verbündeten schlimm: denn das von Rußland abhängige Serbien hatte am meisten gewonnen. Dazu war unsere Landverbindung mit der Türkei abgeschnitten. Die Serben arbeiteten mächtig auf ein Großserbien los. Alle ihre Zeitungen schrieben gehässige Artikel gegen Österreich-Ungarn; in Bosnien und der Herzegowina zettelten sie eine Verschwörung um die andere gegen die Donaumonarchie an.

1909 entließ der Kaiser den Reichskanzler von Bülow. An seine Stelle trat der Staatssekretär von Bethmann-Hollweg. Er war ein Mann, wohlmeinend, arbeitsam, zuverlässig, eifrig bedacht auf Erhaltung des Friedens. Aber in der äußeren Politik war er ein Neuling; auch fehlte es ihm an Tatkraft. Er hat immer an einer Verständigung mit England gearbeitet, aber nichts erreicht. Denn diese Macht hatte sich schon so fest an die Gegenseite angeschlossen, daß sie sich Deutschland gegenüber zu nichts verpflichten wollte und den Reichskanzler mit leeren Worten hinhielt. So blieb für Deutschland wieder nichts anderes übrig, als sich auch zu Lande möglichst stark zu machen. Im Jahr 1913 hat der Reichskanzler die Vermehrung des Heeres um rund 100 000 Mann durchgesetzt. Sofort antwortete Frankreich mit Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit für die Infanterie.

Trotz dieser Verstärkung war das deutsche Heer in Friedensstärke an Zahl schwächer als jedes der beiden Heere von Frankreich und Rußland. Denn das deutsche Heer zählte 761 000 Mann = 1,15 v. H. der Gesamtbevölkerung; das französische Heer 794 000 Mann = 2 v. H. der Einwohnerzahl; dazu kamen noch 86 000 Mann farbige Truppen und die Fremdenlegionäre. Rußland aber hatte im Frieden nicht weniger als 1 445 000 Mann = 0,85 v. H. der Einwohnerzahl. Nimmt man dazu die österreichische Armee mit 478 000 = 0,94 v. H. der Bevölkerung, so leuchtet ein, daß das Friedensheer von Deutschland und Österreich zusammen um 175 000 Mann schwächer war als das russische Heer allein, und um 1 055 000 schwächer als die Heere von Frankreich und Rußland zusammen. Nicht anders stand es mit der Kriegsstärke: Frankreich und Rußland zusammen konnten im Kriegsfall 5 070 000,



Deutschland und Österreich zusammen nur 3 358 000 Mann aufbringen. Dabei ist das englische Heer noch gar nicht gerechnet. Der französische Sachverständige, General Buat, schreibt ausdrücklich: „Es ist falsch, zu behaupten, daß Deutschland in Ausnützung seiner Reserven so weit gegangen sei wie Frankreich.“ Zur See war der Kräfteunterschied noch viel auffallender. Deutschland konnte der englischen Flotte mit 60 Großkampfschiffen und 2,17 Millionen Tonnengehalt nur 35 Großkampfschiffe mit 1,02 Millionen Tonnen entgegenstellen, die russische und französische Flotte gar nicht gerechnet. Trotzdem haben unsere Feinde beim Friedensschlusse behauptet, daß „Deutschland allein von allen Mächten für einen großen Krieg gerüstet gewesen sei.“ Dagegen erzählt der englische Kapitän Peter Wright: „General Wilson (der englische Generalstabschef) hat sich sein ganzes Leben auf diesen Krieg vorbereitet. Er hat das Kampfgebiet von Zeit zu Zeit mit seinem Rade durchgefahren und hat auch schon die Quartiere ausgesucht, die unser Hauptquartier an einer Stelle während des Rückzugs von Mons (in Belgien) besetzte, und dies lange Zeit vor Ausbruch des Krieges.“ Und Generalfeldmarschall French schreibt: „Der kommende Krieg stand für mich seit 1908 fest.“ Und auch der englische Außenminister Grey schreibt: „Vielleicht zum ersten Male in der Geschichte unseres Landes traf uns ein Krieg mit allen Kräften zu Wasser und zu Lande, wie man von uns erwartete, völlig bereit und schlagfertig.“ Und weiter: „Der Krieg wurde wenigstens hinausgeschoben, bis wir besser befähigt waren ihn zu ertragen.“

In den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege hatten alle Großmächte große Kriege geführt, aus deren jedem leicht ein Weltkrieg hätte entstehen können. England hatte neben vielen Kolonialkriegen den Burenkrieg geführt, Rußland den Krieg mit Japan, Frankreich eine ganze Reihe von Kolonialkriegen in Tonkin, Madagaskar und Afrika; selbst die Vereinigten Staaten hatten mit Hilfe einer ungeheuren Lüge einen Krieg mit Spanien vom Zaune gebrochen und den Spaniern Kuba und die Philippinen geraubt. Deutschland hat in 43 Jahren keinen Krieg geführt mit Ausnahme eines Krieges in Afrika, durch den ein Aufstand der Hereros und Hottentotten niedergeworfen wurde. Dennoch hieß es in der ganzen Welt: Deutschland bedroht den Weltfrieden — und die englische und französische Presse, die von dem Zeitungskönig Lord Northcliffe gespeist wurde, war überaus geschäftig, die ganze Welt gegen uns einzunehmen.



Schon 1899 hatte der Zar eine Friedenskonferenz im Haag veranlaßt. Das zeigt, wie überall ein Friedensbedürfnis vorhanden war. Es konnte aber nichts Rechtes dabei herauskommen, weil die Politik der Mächte nicht ehrlich war. Dasselbe Rußland, von dem die Einladung ausgegangen war, ist in derselben Zeit immer mehr nach Osten vorgezogen und hat auf den Krieg mit Japan hingearbeitet. Wahrscheinlich wollten sie durch die Konferenz bloß Zeit für Kriegsrüstungen gewinnen. England hatte dem Beschlusse eines allgemeinen Schiedsgerichtes zugestimmt, dem jeder Streitfall sollte vorgetragen werden. Doch wurde dem Beschlusse der Zusatz beigefügt: „soweit die Streitfragen nicht die nationale Ehre oder die Lebensinteressen der Staaten berühren,“ womit natürlich dem Beschlusse jeder praktische Wert genommen war. Das zeigte sich sofort vor dem Ausbruch des Burenkriegs. Die Buren hatten ein Schiedsgericht verlangt; die Engländer hatten sich entschieden geweigert. Wie man in England über solche Abmachungen dachte, zeigte der Vertreter Großbritanniens Admiral Sir John Fisher in den Worten: „Wenn es das Wohl Englands gebiete, werde er sich den Teufel um völkerrechtliche Abmachungen scheren.“ Ähnlich ging es mit der Abrüstungsfrage. Deutschland konnte bei seiner bedrohten geographischen Lage — übrigens im Einverständnisse mit Frankreich, England und selbst Rußland — sich nicht zu einer Schwächung seiner Wehrkraft entschließen. — Nicht besser ging es bei der zweiten Friedenskonferenz 1908. Hier stellte England den Antrag auf allgemeine Abrüstung. Deutschland konnte sich damit nicht einverstanden erklären. Denn man hatte bisher die Erfahrung gemacht, wie wenig ernst es den Mächten mit dem Friedenswillen war, und wie sie entschlossen waren, alle Zugeständnisse im geheimen wieder zu umgehen. Deutschland aber war bei seiner Lage am meisten bedroht. Daher ist es verständlich, wenn seine Bevollmächtigten sagten: wir können nicht abrüsten. Die andern Mächte waren damit durchaus einverstanden; nur verstanden sie es, ihren ablehnenden Standpunkt durch schöne, friedfertige Redensarten zu verhüllen. Dazu war die deutsche Politik zu ehrlich. Aber nun hieß es natürlich wieder in der ganzen Welt: Deutschland ist der Störefried. — Die Russen aber liehen von den Franzosen eine Milliarde um die andere, bis es zuletzt zwanzig Milliarden Franken waren. Damit vollendeten sie ihre Rüstungen, bauten ihre Festungen an der Grenze gegen Deutschland und Österreich aus und erstellten in derselben Richtung eine ganze Reihe von strategischen Eisenbahnen. — Wie kann Friede unter den Völkern zustande kommen bei solch spitzbüßischer Politik?

Im Jahr 1913 wurde der Chef der neuen deutschen Militärmission



in der Türkei, General Liman von Sanders, zum Kommandeur des ersten türkischen Armeekorps in Konstantinopel ernannt. Darob große Entrüstung bei den Verbandsmächten, die sich bis zu offenen Kriegsdrohungen steigerte. Rußland stellte sofort etliche militärische Forderungen an die Türkei: Unterstellung der türkischen Gendarmerie in Armenien unter russische Kommandeure, Einstellung der Befestigungen der Meerengen usw. Frankreich versicherte Rußland seines tatkräftigen Beistandes und schlug vor, Rußland solle ein Kriegsschiff in den Bosphorus einlaufen lassen. Der russische Kriegsminister und Generalstabschef erklärte offen die volle Bereitschaft Rußlands zum Zweikampf mit Deutschland. Wieder standen die Dinge auf des Messers Schneide. Nochmals gab Deutschland nach und willigte ein, daß Liman von Sanders vom Kommando des ersten türkischen Armeekorps enthoben und zum Generalinspekteur des türkischen Heeres ohne direktes Truppenkommando ernannt wurde. Es war eine offenbare diplomatische Niederlage. Deutschland hatte dieses Opfer um des Friedens willen gebracht. — Rußland wagte sich jetzt immer weiter hervor. Am 21. Februar 1914 faßte der Ministerrat folgende Beschlüsse:

1. Die historische Mission Rußlands erfordert, daß es sich nicht mehr mit der freien Durchfahrt durch Bosphorus und Dardanellen begnüge, sondern die Beherrschung beider Wasserstraßen anstrebe.

2. Der Besitz der Meerengen kann nicht durch einen lokalisierten Krieg gegen die Türkei, sondern nur „im Rahmen eines europäischen Krieges“ erreicht werden. (Kann ein Staat noch deutlicher erklären, daß er einen europäischen Krieg anstrebt? D. Verf.)

3. Einen günstigen politischen Boden für die Operationen zur Besetzung der Meerengen vorzubereiten, bildet gegenwärtig die Aufgabe der zielbewußten Arbeit des Ministeriums des Auseren.

Ob der Kaiser die ungeheure Gefahr gekannt hat, in der Deutschland seit Jahren schwebte? Er hat immer wieder versucht durch freundschaftlichen Verkehr mit dem Zaren und dem König von England die Gefahr zu bannen. Allein heute sind nicht mehr wie vor alters die Herrscher dafür maßgebend, ob es Krieg gibt oder nicht. So hat man ihm überall freundliche Gesichter gezeigt; das mag ihn etwas beruhigt haben. Getäuscht hat er sich auch über das eigene Volk. Er hat geglaubt, die große Masse des Volkes hänge ihm an, liebe und bewundere ihn. Das war nicht der Fall. Die Anhänglichkeit, die das deutsche Volk gegen seinen Großvater gehabt, war nicht mehr da. Zu oft hatte er die Leute durch schroffe Äußerungen in Rede und Schrift geärgert und damit den Gegnern der Monarchie Wasser auf ihre Mühlen geleitet. Auch daß in seiner ganzen Politik nichts Stetiges war, sondern ein sogenannter Zick-



zackkurs, hat ihn unbeliebt gemacht und dem Auslande das Vertrauen zu seiner Politik genommen. Und ein großer Fehler war es, daß er von Leuten umgeben war, die ihm schmeichelten und ihn geflissentlich fernhielten von dem Leben des Volkes, ihm auch nur das hinterbrachten, was angenehm zu hören war, alles andere aber verschwiegen. So ist er dem wirklichen Leben zu ferne geblieben und hat in einer Welt gelebt, die eine Traumwelt war. Das hat ihm endlich den Untergang gebracht und alle seine guten Eigenschaften vergessen lassen.

So kann man wohl mit Recht vieles an ihm tadeln und auch zugeben, daß er und seine Ratgeber in der äußeren Politik viel Ungeschicktes gemacht haben. Aber eines kann man ihm nicht vorwerfen: daß er planmäßig auf den Krieg hingearbeitet habe. Wie oft hätte er Gelegenheit gehabt einen vorbeugenden Krieg zu führen zu einer Zeit, da die Aussichten für uns sehr günstig waren! So gegen England beim Burenkrieg, gegen Rußland während oder nach dem russisch-japanischen Krieg usw. Er hat keine dieser Gelegenheiten benützt, weil er sich im Gewissen gebunden fühlte, seinem Volk und Europa den Frieden zu erhalten. Der belgische Gesandte in Berlin hat am 23. September 1905 an seine Regierung berichtet: „Der von Deutschland geleitete Dreibund hat uns dreißig Friedensjahre in Europa beschert. Jetzt ist er durch den Zustand der Auflösung geschwächt, in dem Österreich-Ungarn begriffen ist. Die neue französisch-englisch-russische Entente würde kein Ersatz sein, sondern eine Ursache dauernder Unruhe.“

Wie in diesen Jahren durch Frankreich, England und Rußland immer eifriger auf den Krieg mit Deutschland und Österreich hingearbeitet wurde, darüber sind wir jetzt ganz genau unterrichtet durch eine große Zahl von geheimen Aktenstücken aus dem russischen Auswärtigen Amt. Derjenige, der hauptsächlich zum Kriege trieb, war Poincaré, zuerst französischer Minister des Auswärtigen, hernach Präsident der französischen Republik. Ihm stand treulich zur Seite Iswolsti, der russische Gesandte in Paris. Gleich nach Beendigung des Marokkostreites erklärte Iswolsti, daß sich im Frühling neue internationale Verwicklungen ergeben werden, und Poincaré fügte hinzu, daß Frankreich vor einer Verteidigung seiner Rechte mit den Waffen nicht zurückschrecken werde. Als der Streit wegen Tripolis zwischen Italien und der Türkei entstand, war selbst der russische Außenminister Sazonow dafür, daß Frankreich und Deutschland gemeinschaftlich um des Friedens willen vermitteln sollten. Poincaré war dagegen; denn er fürchtete, Deutschland könnte sich den Dank Italiens verdienen und dadurch der Dreibund gestärkt werden. Er wollte Italien nicht vom Dreibund lösen; es soll drin bleiben, aber



den Dreibund überall hemmen und schwächen. Er wollte die vorhandenen Gegensätze verschärfen.

Das Jahr 1912 war besonders verhängnisvoll. In Rußland erhielt der Kommandant im Warschauer Bezirk die Weisung: die allgemeine Mobilmachung gilt zugleich als Befehl zur Eröffnung der Feindseligkeiten gegen Deutschland und Österreich. Im August reiste Poincaré nach Kronstadt und schloß dort ein Flottenabkommen mit Rußland ab. Frankreich erklärte sich bereit, seine Seestreitkräfte weiter nach dem Osten zu verlegen, um damit einen Druck auf die Flotten des Dreibundes auszuüben. Außerdem wurden dort die Zustände auf dem Balkan besprochen. Der Balkanbund war im März 1912 von Rußland gegründet worden. Poincaré sah ihn als einen Kriegsbund an, erklärte aber ausdrücklich: Frankreich könne sich nur dann an europäischen Verwicklungen beteiligen, wenn Deutschland in die Balkanwirren hineingezogen würde und damit der im Bündnis vorgesehene Fall eingetreten sei. Deutschland müsse aber als Angreifer erscheinen.

Damit hat Poincaré den Russen das Rezept zum Weltkrieg angegeben: man schafft auf dem Balkan einen Fall, der Österreich zum Krieg herausfordert, und zwar so, daß sich auch Deutschland daran beteiligen muß. Dann muß man die Kriegsvorbereitungen so drohend für Deutschland gestalten, daß dieses den Krieg erklären muß. Damit ist der Weltkrieg da, in dem Deutschland als Angreifer erscheint. — Genau nach diesem Rezept ist 1914 verfahren worden.

Zugleich haben Frankreich und England damals engste Fühlung miteinander genommen. England hat zugesagt, daß es zu Land und zur See Hilfe leisten und 100 000 Mann an die belgische Grenze werfen wolle. Auch Rußland hat mit England ein Abkommen getroffen; England soll in Nord- und Ostsee mit seiner Flotte daselbe tun, was Frankreich im Mittelmeer tut. Um dieses Abkommen zu schließen ist Sazanow, der russische Außenminister, im September 1912 nach England gereist.

In Petersburg wurden damals Zweifel an der militärischen Gleichwertigkeit Frankreichs ausgesprochen. Daher legte Poincaré nach seiner Rückkehr das Gesetz über die dreijährige Dienstzeit der Infanterie vor; bald darauf kam der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch nach Frankreich, um den Manövern anzuwohnen; er berichtete nach Petersburg über höchst erfreuliche Eindrücke.

Noch im gleichen Jahr wurde in einer Besprechung Iswolffs mit Poincaré festgestellt, daß ein Überfall Serbiens durch Österreich Rußland zum Eingreifen zwingen könnte. Sollte aber der Zusammenstoß



mit Österreich ein Eingreifen Deutschlands nach sich ziehen, so wäre damit für Frankreich der Bündnisfall gegeben. Dem italienischen Botschafter wurde, um Italien abzuschrecken, erklärt, daß bei einem allgemeinen Krieg England voll und ganz auf der Seite Rußlands und Frankreichs stehen würde. — Iswolsti hat Ende 1912 berichtet, daß Poincaré bestimmt ein Eingreifen Frankreichs an Rußlands Seite zusichere. Aber Rußland müsse anfangen wegen der starken Friedenspartei in Frankreich. — Die Verhältnisse auf dem Balkan spitzten sich damals wieder sehr zu, da Serbien einen unmittelbaren Zugang zum Meer wollte und Österreich dem entgegen war. Von Petersburg wurde nun aber berichtet, daß Rußland selbst bei einem Überfall Serbiens durch Österreich keinen Krieg führen werde. Darüber war Poincaré und das ganze französische Kabinett aufs höchste bestürzt. Iswolsti berichtete darauf hin nach Petersburg, daß auf französischer Seite alle Maßnahmen getroffen seien; die Mobilisation an der Ostgrenze sei geprüft, die Ausrüstung in voller Ordnung.

Poincaré wollte also im Jahr 1912 den Krieg, Rußland aber zögerte, weil es noch nicht fertig war.

Poincaré hat aber wohl gewußt, daß in der französischen Bevölkerung kein Wille zum Kriege war, daß vor allem die sozialistischen und radikalen Parteien samt ihren Zeitungen ganz entschiedene Gegner eines Krieges waren. Er ist deshalb darauf aus gewesen, alle diese Zeitungen lahmzulegen und sie entweder zum Stillschweigen oder sogar zum Eintreten für den Krieg zu veranlassen. Darüber sind wir wieder aufs genaueste unterrichtet durch geheime Aktenstücke, welche die bolschewistische Regierung in Rußland entdeckt und der französischen Zeitschrift „Humanité“ mitgeteilt hat.

Alle führenden französischen Zeitungen, auch die sozialistischen und radikalen, sind etwa vom Jahre 1909 an auf Veranlassung Poincarés mit russischem Gelde bestochen worden, damit sie entweder zu der kriegerischen Politik ihrer Regierung stillschweigen oder geradezu für sie eintreten. Dafür liegen die Beweise vor in Gestalt von Originalquittungen der betreffenden Zeitungen.

Schon im Jahre 1909 haben viele Zeitungen auf Bitten der französischen Regierung russisches Geld zu diesem Zwecke erhalten. Im Jahr 1912 reiste ein russischer Bevollmächtigter im Auftrag des russischen Außenministers Sasonow nach Paris und verlangte von dort aus sofort auf Wunsch Poincarés einen weiteren Kredit von 300 000 Fran-



fen für rasche Presseunterstützung. Mitte 1913 berichtet der russische Gesandte Iswolski nach Petersburg, daß nach Ansicht Poincarés der Zeitpunkt gekommen sei, die hundertjährigen Ziele der französischen und russischen Politik zu verwirklichen und das europäische Gleichgewicht durch Wiedergewinnung der entrissenen Provinzen Elsaß-Lothringen wieder herzustellen. Poincaré erblicke aber die größte Schwierigkeit in der sozialistischen und radikalen Partei, die ganz gegen einen Krieg sei, vor allem gegen einen solchen, der seinen Ursprung auf dem Balkan habe. Diese Partei habe sehr hervorragende Köpfe: Caillaux, Herriot, Painlevé, und eine große Anzahl von Zeitungen. Man müsse diesen Zeitungen den Mund stopfen und dafür diesmal ein größeres Opfer bringen: nämlich drei Millionen Franken. Man dürfe aber das Geld nicht auf einmal, sondern in Monatsraten an die Zeitungen geben, damit sie stets in Abhängigkeit erhalten werden. — In einem russischen Kabinettsrat unter Vorsitz des Zaren wurde am 27. Juli 1913 dieser Vorschlag besprochen und die Summe von drei Millionen verwilligt. Davon erhielten im November die Zeitungen *Radical* 12 000 Fr., *Lanterne* 35 000 Fr., *Figaro* 25 000 Fr., *Temps* 50 000 Fr., *Libre Parole* 80 000 Fr., *L'Aurore* 45 000 Fr., *Gaulois* 25 000 Fr., *Liberté* 30 000 Fr. Monatsunterstützung. — Nun war noch ein Widerstand zu befürchten: nach der französischen Verfassung kann ein Krieg nur mit Zustimmung von Regierung, Kammer und Senat erklärt werden. Iswolski und Poincaré kamen aber dahin überein, daß im Augenblick der Entscheidung diese von den drei kräftigen Persönlichkeiten, die an der Spitze der Regierung stehen: Poincaré, Millerand und Delcassé mit Ausschaltung aller verfassungsmäßigen Formen getroffen werde.

Durch einen groben Verfassungsbruch sollte also endlich der längst gewünschte Krieg herbeigeführt werden.

Soviel wissen wir jetzt mit Bestimmtheit aus dem, was aus den Archiven der europäischen Mächte an den Tag gekommen ist. Es sind nicht bloß die belgischen Gesandtschaftsberichte und die russischen Geheimakten. Auch bei der Einnahme von Belgrad sind aus den dortigen Archiven Geheimakten ans Tageslicht gekommen. Ferner hat England seine Archive aufgetan und veröffentlicht, was ihm gut schien. Am weitesten aber ist Deutschland gegangen. Es hat seine sämtlichen Akten über die auswärtige Politik aus den Jahren 1871—1914 in einem großen, etwa vierzig Bände umfassenden Werke veröffentlicht. Eine solche Offenheit einer Regierung ist bisher in der ganzen Weltgeschichte noch nicht dagewesen. Nur eine Macht hat bisher ihre Archive



noch nicht aufgetan: das ist Frankreich. Aus gutem Grunde: die Franzosen wissen, daß sie dann als die eigentlichen Urheber des Weltkrieges vor der Welt entlarvt würden. So zeugt auch ihr Schweigen gegen sie. Alles, was bisher aus den Archiven bekannt geworden ist, bestätigt aufs unwiderleglichste, daß die Behauptung, Deutschland sei allein schuldig am Weltkriege, eine böswillige, von unsern Feinden ausgeheckte Lüge ist, mit der sie ihre eigene Schuld zudecken wollen. Aber endlich müssen auch dort drüben die Archive aufgehen; die Wahrheit ist auf dem Marsche und wird sich Bahn brechen.

---